

Abhandlungen zum Rahmenthema LIII
,Tagebuchforschung‘
Zweite Folge

Leiter des Themas
Angela Reinthal
Gerd-Hermann Susen

Die Tagebücher Carl Schmitts

Von Martin Tielke, Aurich, und Gerd Giesler, Berlin

„[...] the voluminous nature, very essence, and historical significance of the available Schmitt diaries rank already them among the most important diary collections of the era.“¹

Das Werk Carl Schmitts (1888-1985) wird von seinem Verlag Duncker & Humblot in vorbildlicher Weise betreut. Nahezu sämtliche monographische Titel – nur an sehr wenigen hat der Verlag nicht die Rechte – sind hier lieferbar gehalten, zunächst als fotomechanische Nachdrucke, jetzt zunehmend auf der Basis eines um die Korrekturen Schmitts in seinen Handexemplaren ergänzten und durch Register erschlossenen Neusatzes. Duncker & Humblot ist zudem nicht nur um die selbständigen Veröffentlichungen bemüht, der Verlag hat auch, neben den beiden von Schmitt selbst herausgegebenen Aufsatzbänden, weitere Aufsätze Schmitts in zwei voluminösen, von Günter Maschke vorzüglich edierten und reich kommentierten Bänden vorgelegt. Damit sind optimale Bedingungen gegeben für eine lebendige Rezeption diesseits des Mausoleums einer historisch-kritischen Gesamtausgabe.

Das von Schmitt zum Druck frei gegebene Werk ist jedoch nur die Spitze eines Eisbergs. Als der Gelehrte 1985 mit fast 97 Jahren starb, hat er darüber hinaus ein Schrifttum hinterlassen, das zusammen mit seiner Bibliothek² einen der größten privaten Wissenschaftler-Nachlässe der Gegenwart in deutschen Archiven darstellt. Carl Schmitt hatte sich schon frühzeitig Gedanken über das Schicksal seiner geistigen Hinterlassenschaft gemacht und seit 1953 verschiedene Möglichkeiten der Deponierung sondiert. 1975 schloss er mit dem Nordrhein-Westfälischen Hauptstaatsarchiv in Düsseldorf (heute: Landesarchiv NRW Abteilung Rheinland, Duisburg) einen Hinterlegungsvertrag ab, wonach der Bestand sukzessive in das Düsseldorfer Archiv überführt wurde. Auf dem von

- 1 *Joseph W. Bendersky*, Schmitt's diaries. In: *The Oxford Handbook of Carl Schmitt*. Ed. by Jens Meierhenrich and Oliver Simons, New York 2016, S. 117-146, hier S. 141.
- 2 Die Bibliothek Schmitts hatte ein wechselvolles Schicksal und ist in seinem Nachlass nur noch zu einem Teil erhalten. Sie gehört zum schriftlichen Nachlass unbedingt hinzu, da Schmitt seine Bücher mit handschriftlichen Einträgen und Anmerkungen zu versehen pflegte; vgl. dazu *Martin Tielke*, Die Bibliothek Carl Schmitts. In: *Schmittiana NF I*, Berlin 2011, S. 257-332.

Helmut Quaritsch 1986 organisierten Sonderseminar über Schmitt an der Hochschule für Verwaltungswissenschaften Speyer hat Schmitts ehemaliger Berliner Assistent Eberhard von Medem erstmals über den Nachlass berichtet.³ Einen näheren Überblick gibt das gedruckte Findbuch, welches das Hauptstaatsarchiv in Düsseldorf 1993 vorlegte.⁴ Hier ist jedoch zu bedenken, dass manche Dinge in fremde Hände kamen und somit an anderer Stelle zu suchen sind. Das gilt vor allem für Piet Tommissen, der als früher Bibliograph und projektierender Biograph Carl Schmitts von diesem zahlreiche originale Schriftstücke erhielt, die bei ihm verblieben und heute fast alle in seinem Nachlass im Duisburger Archiv liegen.⁵

Schon bald nach dem Tode Schmitts ist aus seinem Nachlass publiziert worden, wobei der Schwerpunkt auf Korrespondenzen lag. Als Schrittmacher darf der flämische Soziologe und Schmitt-Kenner Tommissen gelten, der in der von ihm begründeten Reihe „Schmittiana“ Briefe, aber auch andere unveröffentlichte Stücke ans Licht zog. Die Schmittiana, die 1988 zunächst – für das deutsche Publikum sehr versteckt – an der Economische Hogeschool Sint-Aloysius (Brüssel) erschienen, gewannen breitere Aufmerksamkeit als ab Band 2 die VCH-Verlagsgesellschaft in Weinheim den Vertrieb übernahm, bevor die Reihe dann ab Band 4 an den Verlag Duncker & Humblot kam. Mit dem 2003 erschienenen Band 8 schließt die Reihe zunächst ein, wurde dann aber 2011 als Neue Folge wieder belebt. Herausgeber war jetzt die Carl-Schmitt-Gesellschaft e.V., die bislang drei Bände vorlegte.

Carl Schmitt hatte einen großen Bekanntenkreis und war ein „Genie der Korrespondenz“ (Henning Ritter). Wie er selbst ein passionierter und glänzender Briefschreiber war, so war er auch süchtig danach, Briefe zu erhalten. Das wird in seinen Tagebüchern sehr deutlich; an einem seltenen Tag ohne Briefpost heißt es hier: „Niemand schreibt mir, verzweifelt, erledigt.“ (TB V, S. 162).⁶

3 Eberhard von Medem, Der wissenschaftliche Nachlaß von Carl Schmitt. Information über Inhaltsübersicht und Zugangsmöglichkeiten des im Hauptstaatsarchiv in Düsseldorf lagernden Bestands. In: *Complexio oppositorum. Über Carl Schmitt. Vorträge und Diskussionsbeiträge des 28. Sonderseminars 1986 der Hochschule für Verwaltungswissenschaft Speyer*. Hrsg. von Helmut Quaritsch, Berlin 1988, S. 25-29; Diskussion S. 31-32.

4 Dirk van Laak/Ingeborg Villinger (Bearb.), Nachlaß Carl Schmitt. Verzeichnis des Bestandes im Nordrhein-Westfälischen Hauptstaatsarchiv (Veröffentlichungen der staatlichen Archive des Landes Nordrhein-Westfalen, Reihe C: Quellen und Forschungen, Bd. 32), Siegburg 1993. Leider enthält dieses Findbuch keine Signaturen, die nur im Archiv recherchierbar sind.

5 Der Tommissen-Nachlass wird im Duisburger Landesarchiv unter der Signatur RW 0579 aufbewahrt; das Findbuch liegt maschinenschriftlich vor und ist nur im Archiv zu benutzen. Ein kleiner, dort nicht deponierter Teil ist 2014 über das Antiquariat Schülke in Köln veräußert worden.

6 Die Tagebücher Schmitts werden wie folgt abgekürzt zitiert:

TB I *Carl Schmitt*, Tagebücher. Oktober 1912 bis Februar 1915. Hrsg. von Ernst Hüsmert, 2. korr. Aufl., Berlin 2005. XI, 431 Seiten.

So umfasst sein Nachlass zu einem großen Teil Korrespondenz; mit nahezu 20 000 Einheiten handelt es sich um einen der umfangreichsten Briefnachlässe in deutschen Archiven. Nach den Veröffentlichungen von Briefen in den Schmittiana begannen in den 90er Jahren auch monographische und zum Teil aufwendig kommentierte und mit ergänzenden Materialien versehene Briefeditionen zu erscheinen. Von ihnen liegt inzwischen eine größere Reihe vor (so die Briefwechsel Schmitts mit Franz Blei, Ernst Jünger, Gretha Jünger, Ludwig Feuchtwanger, Rudolf Smend, Werner Becker, Ernst Rudolf Huber, Ernst Forsthoff, Álvaro d'Ors, Armin Mohler, Hans-Dietrich Sander, Jacob Taubes, Hans Blumenberg, Nicolaus, Corina und Werner Sombart, Reinhart Koselleck, Duschka Schmitt sowie ein Band Briefwechsel mit Journalisten). Weitere umfängliche und gewichtige Briefwechsel (Walter Warnach, Hans Barion, Roman Schnur) sind in Arbeit.⁷

Quellenwert der Tagebücher

So beeindruckend umfangreich der Korrespondenznachlass Schmitts ist – er kann bei weitem nicht als vollständig bezeichnet werden. Das wird jetzt aus den Tagebüchern deutlich, die zeigen, dass von den dort verzeichneten Briefeingängen heute ein großer Teil verloren ist. Schon darum empfiehlt es sich, auch die Tagebücher heranzuziehen, um über die Kommunikationszusammenhänge, in denen Schmitt lebte und arbeitete, mehr zu erfahren. Carl Schmitt hatte ein langes Leben und war eine Jahrhundertgestalt insofern, als er weit über

- TB II *Carl Schmitt*, Die Militärzeit 1915 bis 1919. Tagebuch Februar bis Dezember 1915. Aufsätze und Materialien. Hrsg. von Ernst Hüsmert und Gerd Giesler, Berlin 2005. X, 587 Seiten.
- TB III *Carl Schmitt*, Der Schatten Gottes. Introspektionen, Tagebücher und Briefe 1921 bis 1924. Hrsg. von Gerd Giesler, Ernst Hüsmert und Wolfgang H. Spindler, Berlin 2014. XXII, 601 Seiten.
- TB IV *Carl Schmitt*, Tagebücher 1925 bis 1929. Hrsg. von Martin Tielke und Gerd Giesler, Berlin 2018. XXXVIII, 545 Seiten.
- TB V *Carl Schmitt*, Tagebücher 1930–1934. Hrsg. von Wolfgang Schuller in Zusammenarbeit mit Gerd Giesler, Berlin 2010. XII, 519 Seiten.
- Glossarium *Carl Schmitt*, Aufzeichnungen aus den Jahren 1947 bis 1958. Erweiterte, berichtigte und kommentierte Neuausgabe. Hrsg. von Gerd Giesler und Martin Tielke, Berlin 2015. XIII, 557 Seiten.
- 7 Die Primär- und Sekundärliteratur zu Carl Schmitt bis 2009 ist von Alain de Benoist zusammengetragen worden: *Alain de Benoist*, Carl Schmitt. Internationale Bibliographie der Primär- und Sekundärliteratur, Graz 2010. Ab dem Berichtsjahr 2007 wird eine Auswahl-Bibliographie laufend geführt auf der Seite der Carl-Schmitt-Gesellschaft (www.carl-schmitt.de).

sein Fach hinaus in intellektuelle Netzwerke des Kaiserreiches, der Weimarer Republik, der NS-Zeit und schließlich der Bundesrepublik eingebunden gewesen war. Abgesehen von der Lückenhaftigkeit des überlieferten Briefbestandes ist auch zu bedenken, dass die Quelle „Brief“ für die Erhellung der Kommunikationszusammenhänge Carl Schmitts darum nicht hinreichend ist, weil er das Gespräch dem Brief vorzog. Immer wieder gibt es in seinen Briefen die Äußerung, dass das, was er sagen möchte, für die briefliche Mitteilung ungeeignet sei und dem Gespräch vorbehalten bleiben müsse.⁸ Seiner schriftlichen Formulierungskunst entsprach eine „funkelnde Konversation“,⁹ die er suchte und die ihn belebte, wobei er sich gern auf Goethe berief: „Was ist reiner als das Gold? Das Licht! Was ist erquicklicher als das Licht? Ein gutes Gespräch!“ Auch darum sind seine Tagebücher wichtig, denn hier ist immer wieder, wenn auch zumeist den Inhalt nur andeutend, von Gesprächen die Rede.

Was den Quellenwert der Briefe angeht, so ist zudem zu bedenken, dass der Umfang der schriftlichen Korrespondenz natürlicherweise dort schwach bleibt, wo eine regelmäßige persönliche Begegnung stattfand. So führte Schmitt beispielsweise mit Johannes Popitz, mit dem er, wie er selbst sagt, seit 1929 „in wachsender Freundschaft bis zu seinem Tode“ eng verbunden war und bei dem er nach der Zerstörung seines Hauses in der Nacht vom 23. auf den 24. August 1943 vorübergehend wohnte, in den letzten Jahren des Zweiten Weltkriegs „hunderte von Gesprächen“. Aber im Nachlass gibt es lediglich neun Briefe und zwei Postkarten von Popitz, die wenig aussagekräftig bleiben.¹⁰ Ähnliches gilt in der Bonner Zeit etwa für den Theologen Erik Peterson, der in den Jahren 1925 bis 1928 Schmitts engster Freund und täglicher Umgang war, und dessen eschatologische Theologie sowie seine Kenntnisse der patristischen Literatur und der Alten Kirche die in jener Zeit entstehenden und auf den ersten Blick thematisch weit entfernten Hauptwerke Schmitts – den „Begriff des Politischen“ und die „Verfassungslehre“ – beeinflussten. Das lassen die ihre Entstehung begleitenden Tagebücher erkennen. Solche Einflussnahme geschah mündlich und ist in Briefen nicht zu finden. Es liegt daher im Fall Carl Schmitt nahe, die

8 So etwa schreibt Schmitt am 10. 3. 1949 an Nicolaus Sombart: „[...] die briefliche Erörterung irgendeines Themas liefert einen selbst (und das Thema) viel zu sehr an Kausalitätsklappereien aus, indem sie Frage und Antwort in Ursache und Wirkung verunstaltet. Das ist kein Gespräch, keine Schwingung und keine Strahlung.“ Schmitt und Sombart. Der Briefwechsel von Carl Schmitt mit Nicolaus, Corina und Werner Sombart. Hrsg. von Martin Tielke in Zusammenarbeit mit Gerd Giesler, Berlin 2015, S. 22.

9 *Josef Pieper*, Noch wußte es niemand. Autobiographische Aufzeichnungen 1904–1945, München 1976, S. 197.

10 Auch wegen dieses intensiven Gesprächs zwischen einem NS-Gegner und dem „NS-Kronjuristen“ wäre die Publikation der Schmitt-Tagebücher aus den Jahren des Zweiten Weltkriegs sehr wünschenswert, zumal über das Verhältnis Schmitts zum NS nach seinem Karrierebruch 1936 wenig bekannt ist.

Veröffentlichung von Briefwechseln zu ergänzen durch die der Tagebücher, die die persönlichen Begegnungen und das hier Gesagte festhalten, und sei es – wie es in der Regel der Fall ist – nur rudimentär.

Tagebuch führte Carl Schmitt über fast die ganze Zeit seines langen Erwachsenenlebens. Ein Eintrag vom 17. November 1914 belegt, dass er auch schon vor den im Nachlass erhaltenen Tagebüchern ein Tagebuch führte. Die Überlieferung aber setzt erst mit dem 16. Oktober 1912 ein. Sie ist von da an einigermaßen vollständig bis 1981 erhalten; abgesehen von wenigen Jahren, die fehlen, sei es, weil Schmitt kein Tagebuch geführt hat oder – was wahrscheinlicher ist – weil die Überlieferung unvollständig ist. Das betrifft die Jahre 1916 bis Mitte 1921 sowie 1935 bis September 1939. Da aus späteren Aufzeichnungen zu ersehen ist, dass für den ersten Zeitraum mindestens 1917 und 1920 Tagebücher geführt wurden, darf vermutet werden, dass auch für die übrigen fehlenden Jahre Tagebücher existierten. Allein schon die Tatsache, dass dieses Tagebuchwerk einen Zeitraum von fast siebenzig Jahren umfasst, macht es einigermaßen konkurrenzlos. Wenn auch ein wissenschaftliches Werk nicht auf die Biographie seines Schöpfers reduziert werden kann, so ist doch klar, dass bei einer derart komplexen Figur wie derjenigen Carl Schmitts seine lebenslang geführten Tagebücher einen erheblichen Mehrwert haben für die Erkenntnis auch seines Werkes.¹¹

Das Textkorpus dieser pauschal unter „Tagebuch“ gefassten Notate ist verschiedenartig: Es gibt einmal das eigentliche Diarium, also das stichwortartig festgehaltene Geschehen des gewesenen Tages, das Schmitt abends vor dem Schlafengehen in eine Kladde oder ein Heft schrieb. Sodann gibt es aber auch sogenannte Paralleltagebücher. Sie sind zum Teil auf lose Zettel notiert und spiegeln statt des äußeren Geschehens den inneren *work in progress* des Gelehrten, seinen – durchaus nicht immer hochfliegenden – Gedankenstrom, seine Selbstzweifel und die intellektuelle Auseinandersetzung mit Lektüren, Vorträgen, Gesprächen, Erlebnissen usw. in oft aphoristisch, auch polemisch zugespitzter Formulierung. Während das eigentliche Diarium immer das Datum des jeweiligen Tages nennt, ist ein solches in den Paralleltagebüchern nur ausnahmsweise mitgeteilt. Insgesamt lassen sie sich aber der Chronologie der Tagebücher zuordnen.

Einen Sonderfall der Paralleltagebücher stellt das mit „Glossarium“ betitelte Gedankentagebuch dar, das Schmitt nach seiner Entlassung aus der Nürnberger Zeugenhaft 1947 begann und bis 1958 führte. Da es – im Unterschied zu allen übrigen in Stenographie verfassten Tagebüchern – weitgehend

11 Die Reaktionen auf die veröffentlichten Tagebücher (s. unten, Anm. 17-22) beschränken sich nicht selten auf die Feststellung, dass sich in ihnen ein moralisch defizienter Mensch offenbare. Wie unzureichend das ist, hat jetzt Joseph W. Bendersky in „The Oxford Handbook of Carl Schmitt“ (wie Anm. 1) sehr klar herausgestellt.

in Langschrift vorliegt, war eine Edition ohne größere Schwierigkeiten zu bewerkstelligen. Eberhard von Medem hatte schon 1986 auf der Tagung in Speyer seine Arbeit daran erwähnt; die Publikation erfolgte 1991.¹² Diese Ausgabe war leider fehlerhaft und unvollständig. Eine zweite, aus der Handschrift gänzlich neu erarbeitete und um die von von Medem nicht berücksichtigten Bücher IV und V ergänzte und kommentierte Ausgabe erschien 2015. Aus der Tatsache, dass das Glossarium in Langschrift vorliegt, hat von Medem geschlossen, dass der Autor an eine postume Veröffentlichung gedacht hat. Diese Einschätzung wird von den Herausgebern der neuen Ausgabe nur bedingt geteilt, und sicher gilt sie nicht für die „normalen“ Tagebücher Schmitts.

Editionsbedingungen

Deren Edition stellt eine ungleich schwierigere Aufgabe dar als die des Glossariums. „Mein Geheimnis ist die Schrift“ hat Carl Schmitt einmal gesagt, und damit ist das Hauptproblem dieser nachgelassenen Journale benannt. Die Handschrift macht aus ihnen ein Corpus hermeticum. Während Schmitt, wenn er sich handschriftlich an andere wandte, in einer gut lesbaren lateinischen Schrift oder auch in Deutscher Kurrentschrift schrieb, sind seine Tagebücher, die er nicht an andere Leser adressierte und auch ganz entschieden sekret halten wollte, in einer altertümlichen Kurzschrift, der sogenannten Gabelberger Stenographie abgefasst. Diese Form des Schreibens, die der junge Carl Schmitt von seinem Vater erlernte, der das sozusagen als Hobby betrieb, kam mit Einführung der Deutschen Einheitskurzschrift 1924 außer Gebrauch und ist heute nur noch von ganz wenigen Experten zu entziffern. Erschwerend kommt hinzu, dass Schmitt, der ein Mensch von ausgesuchter Höflichkeit war, an seine Briefpartner sauber und ordentlich schrieb, wohingegen in den Tagebüchern, die er nur für sich selbst führte, von Schönschrift keine Rede sein kann. Hier ist der Text schnell und nachlässig aufs Papier geworfen, die Stenographie zudem noch individuell modifiziert, so dass manche Passagen selbst für den erfahrenen Experten schlechterdings nicht lesbar sind. Zusätzliche Probleme machen später eingefügte Stellen, die oft mit Bleistift geschrieben und so verblasst sind, dass sie nur teilweise noch zu lesen sind. So verwundert es nicht, dass insbesondere bei den ersten Tagebuch-Editionen etliche Fehllesungen vorliegen, die aufgrund späterer Detailkenntnisse entdeckt wurden. Die Herausgeber haben daher mehrfach betont, dass die vorliegenden Tagebücher Schmitts Leseausgaben sind und nicht Anspruch auf eine kritische Edition machen.

12 *Carl Schmitt*, Glossarium. Aufzeichnungen der Jahre 1947–1951. Hrsg. von Eberhard von Medem, Berlin 1991.

Für die Transkription besonders problematisch sind die vielen Eigennamen, für die man, um sie sicher zu lesen, oft weitere Recherchen anstellen und versuchen muss, sie aus dem Kontext zu erschließen. Dafür sei ein Beispiel angeführt: Am 29. März 1929 sieht Schmitt eine Stendhal-Verfilmung und notiert laut der Transkription: „im Kino Le rouge et le noir, tief ergriff mich der Ober.“ Da stutzt der Leser; ein „Ober“ spielt in diesem Roman Stendhals keine Rolle. Die richtige Lesung findet sich, wenn man den Film ermittelt. Es handelt sich um eine Verfilmung mit dem Titel „Der geheime Kurier“ aus dem Jahr 1928 unter der Regie von Gennaro Righelli, und die weibliche Hauptrolle darin spielte Lil Dagover.

Die Situation von nicht mehr lesbaren Texten in Gabelsberger Stenographie ist für die zeitgeschichtliche Forschung in Deutschland nicht einmalig. Es gibt derzeit ein wissenschaftliches Großprojekt der Transkribierung und kritischen Edition einer in dieser Stenographie geschriebenen historischen Quelle, nämlich der ebenfalls über einen langen Zeitraum geführten Tagebücher des Kardinals Michael von Faulhaber (1869–1952). Das auf viele Jahre angelegte Projekt wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert; federführend sind das Institut für Zeitgeschichte in München und der Münsteraner Kirchenhistoriker Hubert Wolf. Zum Zweck der Transkription ist ein Team gebildet worden, das sich die Gabelsberger-Kenntnisse eigens hierfür aneignete.¹³ Allerdings stellt die Stenographie Faulhabers im Vergleich zu derjenigen Schmitts sozusagen eine Schönschrift dar.¹⁴

Für die Transkription der Schmitt-Texte konnte man mit Hans Gebhardt (1925–2013) einen erfahrenen Stenographie-Sachverständigen gewinnen. Das erwies sich als ein Glücksfall. Natürlich war es für die Herausgeber, die die Gabelsberger Stenographie Schmitts nicht bzw. kaum lesen konnten, problematisch, sich auf einen Transkribator und zudem noch einen einzigen verlassen zu müssen. Sie konnten sich aber von der Zuverlässigkeit der Gebhardtschen Übertragungen dadurch überzeugen, dass ausgewählte Stellen anderen Gabelsberger-Experten zur Kontrolle vorgelegt wurden. Diese bestätigten die sehr gute Qualität von Gebhardts Arbeit. Sie war die Voraussetzung zum Gelingen eines Vorhabens, das abenteuerliche Züge hatte, weil es gänzlich außerhalb des offiziellen Wissenschaftsbetriebes blieb und ohne dessen Ressourcen auskommen musste. Auch damit, dass Gebhardt mit seinen Honorarforderungen maßvoll blieb, hat er wesentlich zum Gelingen beigetragen. Für seine Arbeit konnten so Mittel eingeworben werden, wofür vor allem der Gerda Henkel

13 Über das Faulhaber-Projekt informiert folgende Internet-Seite: <http://www.faulhaber-edition.de/index.html>.

14 Auf der erwähnten Seite über die Tagebuch-Edition Faulhabers sind Beispiele für dessen Kurzschrift abgebildet. Entsprechende Beispiele für Schmitt finden sich in: TB II, S. 496 und TB III, S. 573.

Stiftung zu danken ist. Auch die Facoltà di Lettere e Filosofia der Università di Trento mit ihrem Leiter Michele Nicoletti hat das Unternehmen gefördert.

Die Einwerbung öffentlicher Mittel für die Transkription der Schmitt-Texte blieb jedoch schwierig – der Name Carl Schmitt wirft einen langen Schatten. Seit Reinhart Koselleck und Wolfgang J. Mommsen kurz nach dem Tode Schmitts mit einem Antrag auf eine kritische Edition des „Begriff des Politischen“ bei der Thyssen-Stiftung in Essen scheiterten, ist es nicht gelungen, für die Erschließung des Nachlasses von Schmitt in größerem Rahmen Mittel zu bewegen. Das hat sich jetzt geändert: Die Deutsche Forschungsgemeinschaft wird ein Projekt fördern, das unter Federführung der Professoren Florian Meinel (Universität Würzburg) und Philipp Manow (Universität Bremen) die Tagebücher Schmitts aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs transkribiert und ediert. Diese Tagebücher erschließen auch die Werkgenese des späten völkerrechtlichen Hauptwerks von Schmitt „Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus Publicum Europaeum“, das unter den schwierigen Kriegs- und Nachkriegsbedingungen nicht befriedigend ediert ist. Eine kritische Neuauflage wird sich an das Projekt anschließen.

Geschichte und Stand der Publikation

Der Anstoß zur Herausgabe von Schmitts Tagebüchern erfolgte durch eine Briefedition. Ernst Hüsmert, seit 1947 ein enger Vertrauter Schmitts und Verwalter seiner privaten Hinterlassenschaften, gab 2000 die Jugendbriefe Carl Schmitts an seine Schwester Auguste heraus.¹⁵ Da sich das mit überlieferten Tagebüchern Schmitts überschneidet, hatte man daraus einige Seiten aus dem Jahr 1913 übertragen lassen. Sie ließen erkennen, dass in den Tagebüchern ganz andere Inhalte zu finden waren als in den Briefen an die Schwester, dass aber die wenigen Seiten kaum Aufschluss über die Gesamtheit der Texte geben konnten. Dennoch entschlossen sich der Verleger Gerd Giesler und Ernst Hüsmert, das Wagnis einer Tagebuchedition einzugehen. Ein Wagnis war es nicht nur der mangelnden Ressourcen und der fehlenden Einbettung in die institutionelle Wissenschaft wegen, sondern auch, weil man gar nicht wusste, was da möglicherweise zutage kam.

Bald nach den ersten Übertragungen Gebhardts wurde klar, dass sich das Bild Carl Schmitts durch diese Publikationen stark verändern sollte. In die Augen sprang zunächst das bis dahin völlig unbekannte wie unerwartete

15 *Carl Schmitt*, Jugendbriefe. Briefschaften an seine Schwester Auguste 1905 bis 1913. Hrsg. von Ernst Hüsmert, Berlin 2000. Diese Briefe sind in gewisser Weise als Ersatz für frühe Tagebücher anzusehen, die Schmitt führte, die aber nicht überliefert sind.

intensive und extensive Sexualleben. Hatte Schmitt sich hinsichtlich seiner privaten Lebensumstände auch gegenüber engen Freunden immer äußerst diskret verhalten, wurde beispielsweise die gescheiterte erste Ehe strikt tabuisiert und präsentierte er die zweite Ehe nur in der Distanz des gegenseitigen Siezens, so offenbarte er sich in seinem geheimen Journal als ein Erotomane, der sein ausschweifendes Sexualleben penibel protokollierte. Selbst für die über Jahrzehnte mit Schmitt befreundeten Ernst Hüsmert und Gerd Giesler war das eine ebenso vollkommene wie befremdliche Überraschung.

Als diese schockierende Seite des Gelehrten offenbar wurde, kam es unter den Tagebuch-Herausgebern und dem Nachlassverwalter Schmitts zu Diskussionen, wie man sich zu den obsessiv-sexuellen Stellen verhalten solle. Das erinnert an einen ähnlichen Fall: Rudolf Borchardt. Auch bei ihm gab es den Kontrast einer konservativ-elitären Außenseite mit einem verborgen praktizierten exzessiven Libertinismus in den Niederungen der Prostitution. Der junge Borchardt hat das hemmungslose Ausleben seiner Sexualität während seines Lebens in Berlin in einem tausendseitigen autobiographischen Buch mit dem Titel „Welpuff Berlin“ ausgebreitet. Dieses Werk hat er nicht veröffentlicht; es lag lange als sekretiertes Manuskript in seinem Nachlass im Deutschen Literaturarchiv, und erst in jüngster Zeit wurde es publiziert.¹⁶ Vorausgegangen waren schwere Bedenken, die von den Erben, aber auch von der Borchardt-Gesellschaft geäußert wurden. Sollten sie nicht ebenso für die kaum weniger skandalösen Tagebücher Schmitts gelten? Es gab im Herausgeberkreis Stimmen, die dafür plädierten, die anstößigen Stellen nach alter Sitte durch drei Pünktchen zu ersetzen oder wenigstens zu kürzen bzw. als Regest zu neutralisieren. Schließlich aber verwarfen der Nachlassverwalter und die Herausgeber alle derartigen Überlegungen und entschieden sich für eine integrale Wiedergabe des gesamten Textes. Leitend war dabei die Vorstellung, dass so der Lebenskontext von Schmitts Schaffen und Denken besser verstanden und in Interpretationen mit einbezogen werden könne. Seine Gestalt, wie sie jetzt in den Tagebüchern hervortritt, kann neben ihrer primär juristischen und politischen Bedeutung auch als eine der modernen Kulturgeschichte beschrieben werden: des von nervöser Unrast getriebenen und gleichzeitig hoch produktiven Künstler-Typus nach 1900.

Die Arbeit begann Ende 2000, als Hans Gebhardt mit der Transkription der frühesten überlieferten Tagebücher, nämlich der von 1912 bis 1915 begann. Ernst Hüsmert verantwortete die Edition dieses ersten Bandes, der Ende 2003

16 *Rudolf Borchardt*, *Welpuff Berlin*, Reinbek 2018: Zu der der Veröffentlichung vorausgehenden Diskussion vgl. *Jan Wiele*, Ein wahnsinniges Stück Prosa. In: FAZ vom 19.5.2016; *Kai Kauffmann*, Was man von diesem Buch wissen kann. In: FAZ vom 8.6.2016; *Gerhard Shuster*, Rudolf Ruchlos oder: Sex, bis der Arzt kommt?. In: FAZ vom 18.6.2016.

im Akademie-Verlag, Berlin, erscheinen konnte; zwei Jahre später erschien eine zweite, wesentlich verbesserte Auflage.¹⁷

Da die Tagebücher der Jahre 1916 bis 1919 zwar nachweislich von Schmitt geschrieben wurden, aber nur unvollständig überliefert sind, enthält der anschließende Band einen größeren Anhang mit biographisch aufschlussreichen Dokumenten zur kaum bekannten Tätigkeit Schmitts während seiner Zeit im stellvertretenden Generalkommando des I. bayerischen Armeekorps in München sowie kleinere, seit langem vergriffene Publikationen Schmitts aus diesen Jahren.¹⁸

Bereits 2005 hatte Hans Gebhardt mit der Transkription der Notizen aus den 1920er Jahren begonnen; letzte Arbeiten konnte er noch vor seinem Tod im Sommer 2013 abschließen. Da die Manuskripte fast unentzifferbare Teile enthielten und die editorische Bearbeitung ebenfalls als langwierig eingeschätzt wurde, bekam die Edition der Tagebücher von 1930 bis 1934 Vorrang. Hierfür lagen bereits etwa 60 Prozent des Manuskripts in Übertragung vor, die schon früher durch vom Landesarchiv Nordrhein-Westfalen beauftragte Fachleute geleistet worden war. Die restlichen Teile hatte Hans Gebhardt 2004 und 2005 transkribiert. Da es sich hier um einen Zeitraum handelt, der durch Schmitts Stellung zur krisenhaft sich zuspitzenden Lage der Weimarer Republik und

17 Rezensionen: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 8.12.2003 (*Henning Ritter*); Der Spiegel 51, 2003, S. 176-179 (*Elke Schmitter*); Herscheider Rundschau vom 24.12.2003 (*N.N.*); Neue Züricher Zeitung vom 24.1.2004 (*Heinz Dieter Kittsteiner*); Die Tagespost vom 24.1.2004 (*Wolfgang Hariolf Spindler*); Süddeutsche Zeitung vom 3.2.2004 (*Stephan Schlak*); Die Zeit vom 7.4.2004 (*Thomas Assheuer*); Frankfurter Rundschau vom 4.5.2004 (*Raphael Gross*); Junge Freiheit vom 13.8.2004 (*N.N.*); La Repubblica vom 31.8.2004 (*Paola Sorge*); H-Soz-u-Kult 2, 2004, S. 143-145 (*Reinhard Mehring*); Juristenzeitung 59, 2004, S. 445-448 (*Bernd Rüthers*); Merkur, H. 665/666, 2004, S. 906-913 (*Stephan Schlak*); Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 52, 2004, S. 669-671 (*Jens Kertscher*); Der Staat 44, 2005, S. 309-310 (*Wolfgang Schuller*); Vrij Nederland vom 5.2.2005 (*Bart Tromp*); literaturkritik.de /public/rezension.php?rez_id=7981 (*Kai Köhler*); H-German [Online-Zeitschr.], June 2005 (*Christian J. Emden*); Die neue Ordnung 59, 2005, S. 470 (*Wolfgang Hariolf Spindler*); Philosophisches Jahrbuch 113, 2006, S. 226-228 (*Reinhard Mehring*).

18 Rezensionen: Junge Freiheit vom 9.12.2005 (*N.N.*); H-Soz-u-Kult vom 13.1.2006 (*Reinhard Mehring*); Die Zeit vom 2.3.2006 (*Thomas Assheuer*); Süddeutsche Zeitung vom 11./12.3.2006 (*Stephan Schlak*); Die Tageszeitung vom 15.3.2006 (*Stephan Schlak*); Westfälische Rundschau vom 8.4.2006 (*N.N.*); Berliner Zeitung vom 10.4.2006 (*Siegfried Lokatis*); IASOnline vom 8.6.2006 (*Siegfried Lokatis*); Der Tagesspiegel vom 8.8.2006 (*Konstantin J. Sakkas*); Neues Deutschland vom 17.8.2006 (*Konstantin J. Sakkas*); Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 29.12.2006 (*Patrick Bahners*); Neue Juristische Wochenschrift 59, 2006, S. 1779-1780 (*Bernd Rüthers*); Zeitschrift für Politikwissenschaft 16, 2006, S. 1224 (*F.S.*); Philosophisches Jahrbuch 113, 2006, S. 226-227 (*Reinhard Mehring*); Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 54, 2006, S. 511-512 (*Jens Kertscher*); Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 124, 2007, S. 729-734 (*Bernd Rüthers*); Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie 93, 2007, H. 2, S. 299-301 (*Andreas Funke*); Zeitschrift für Rechtsphilosophie 5, 2007, H. 1-2, S. 101-106 (*Bernd Rüthers*); Juristenzeitung 70, 2015, S. 826-828 (*Bernd Rüthers*).

seinen Entschluss zum NS-Engagement im April 1933 biographisch und zeitgeschichtlich wichtig ist, war die editorische Arbeit besonders anspruchsvoll und gestaltete sich langwierig. Hierfür konnte der Althistoriker und Jurist Wolfgang Schuller gewonnen werden, der in Zusammenarbeit mit Gerd Giesler das Manuskript 2009 abschloss, so dass das Buch im folgenden Jahr erscheinen konnte.¹⁹

Für die Jahre 1921 bis 1929 sah die ursprüngliche Planung der Edition angesichts des Umfangs der Aufzeichnungen mehrere Bände vor. Für die Zeit 1920 bis 1923/24 waren zwei Teile vorhanden: nur wenig datierte Aufzeichnungen aus der Zeit 1921/22, kaum sortiert und meist ohne Pagina, sowie eine umfangreiche Sammlung, paginiert aber nicht datiert, mit dem von Schmitt notierten Titel „Der Schatten Gottes“; sodann eine fest gebundene Kladde mit fast täglichen Notizen von 1923 bis 1929. Nach anfangs kontroversen Diskussionen im Herausgeberkreis wurde beschlossen, bei der chronologischen Ordnung zu bleiben und den „Schatten Gottes“ an das Ende des ersten Teils der 1920er Tagebücher zu stellen. Die weiteren Jahre von 1925 bis 1929 sollten danach in einem zweiten Band publiziert werden. Insbesondere durch die Beteiligung von Wolfgang H. Spindler konnte schließlich nach Vorarbeiten im Institut von Prof. Nicoletti (Universität Trento) und von Ernst Hüsmert ab 2008 mit der editorischen Arbeit begonnen werden, die 2013/2014 abgeschlossen wurde, so dass das Buch 2014 zur Auslieferung kam.²⁰

- 19 Rezensionen: Junge Freiheit vom 17.10.2010 (*wm*); *Empresas Políticas* 9, 2010, S. 275-277 (*Jerónimo Molina*); *H-Soz-u-Kult* vom 23.2.2011 (*Dirk Blasius*); Junge Freiheit vom 25.3.2011 (*Günter Maschke*); *Legal Tribune online* vom 15.5.2011 (*Martin Rath*); *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 23.5.2011 (*Patrick Bahners*); *Göttingische Gelehrte Anzeigen* 263, 2011, S. 57-72 (*Reinhard Mehring*); *Deutschlandradio Kultur* vom 29.5.2011 (*Eberhard Straub*); *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 59, 2011, S. 466-468 (*Harald Seubert*); *Die Öffentliche Verwaltung*, Januar 2012, H. 1, S. 30-31 (*Gerd Roellecke*); *Historische Zeitschrift* 295, 2012, S. 249-250 (*Hans-Christof Kraus*); *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germ. Abt.* 129, 2012, S. 825-832 (*Bernd Rütters*); *Juristenzeitung* 70, 2015, S. 826-828 (*Bernd Rütters*).
- 20 Rezensionen: *Die Tagespost* vom 19.8.2014 (*Björn Hayer*); *Neue Züricher Zeitung* vom 12.11.2014 (*Stefan Breuer*); *Sezession* 2014, Nr. 62, S. 52-53 (*Felix Dirsch*); Junge Freiheit vom 19.9.2014 (*dg*); *Academia* 5, 2014, S. 63 (*N.N.*); *literaturkritik.de* vom 2.12.2014 (*Jan-Paul Klünder*); *Merkur* 68, 2014, S. 1109-1112 (*Reinhard Mehring*); Junge Freiheit vom 30.1.2015 (*Manfred Hofmann*); *justament.de/archives/5981* (*Matthias Wiemers*); *Fachbuchjournal* 7, 2015, H. 6, S. 36-41 (*Hans-Werner Laubinger*); *Recht und Politik* 4, 2015, S. 253-254 (*Markus C. Kerber*); *Historische Zeitschrift* 301, 2015, S. 830-831 (*Hans-Christof Kraus*); *Zeitschrift integrativer europäischer Rechtsgeschichte*, Mai 2015 [Online-Zeitschr.] (*Gerhard Köbler*); *Der Staat* 54, 2015, S. 615-617 (*Hans-Christof Kraus*); *Juristenzeitung* 70, 2015, S. 826-828 (*Bernd Rütters*); *Philosophische Rundschau* 62, 2015, S. 268-273 (*Ingo Meyer*); *Informationsmittel für Bibliotheken (IFB)* <ifb.bsz-bw.de/bsz409132136rez-1.pdf> (*Till Kinzel*); *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 65, 2015, S. 583-585 (*Angela Reinthal*); *Das historisch-politische Buch* 63, 2016, S. 532-533 (*Ulf Morgenstern*); *Philosophy and Society*, vol. 29, 2018, S. 636-637 (*Petar Bojanić/Željiko Radinković*).

Der zweite Teil der Notizen aus der Kladde für die Zeit 1923 bis 1929, vermehrt um den Teil der Paralleltagebücher, die den bereits im Tagebuch 1930 bis 1934 dokumentierten vorausgehen, wurde schließlich 2018 von Martin Tielke und Gerd Giesler herausgegeben.²¹ Damit ist die Edition der Schmitt-Tagebücher von 1912 bis 1934 abgeschlossen.²² Für die folgenden sechs Jahre fehlen Tagebücher in der Überlieferung. Erst im Oktober 1939 setzen sie wieder ein. Ihre weitere Edition ist belastet durch den nur schwer zu kompensierenden Ausfall des bewährten Transkribenten Hans Gebhardt; immerhin ist das Jahr 1945 in Arbeit. Die Neuausgabe des Glossariums, die jetzt alle fünf Bücher aus dem Zeitraum 1947 bis 1958 umfasst, erschien 2015.²³

Inhalt der Tagebücher

Die jetzt vorliegenden Tagebücher dokumentieren den Weg Schmitts vom Mönchengladbacher und Düsseldorfer Referendar zum Ordinarius an der Berliner Universität und Staatsrat des preußischen Ministerpräsidenten Göring bis zu dem ersten Jahrzehnt seines „Exils“ in der Heimatstadt Plettenberg. Ihren Inhalt zu beschreiben bedeutet, ein Psychogramm zu entwerfen, dessen Grundlage die Erfahrungen von Demütigungen ist.

Das juristische Referendariat dauerte in Preußen zu Beginn des 20. Jahrhunderts vier Jahre und wurde nicht bezahlt. Damit war die Lage des Referendars Schmitt prekär, zumal er noch die Freundin und spätere erste Ehefrau versorgen musste. Seine Straßburger Studienfreunde – Fritz Eisler, Eduard Rosenbaum, Franz Kluxen – kamen allesamt aus vermögenden Familien.

- 21 Rezensionen: Frankfurter allgemeine Zeitung vom 8. 6. 2018 (*Martin Otto*); Das Historisch-Politische Buch 66, 2018, S. 381-382 (*Hans-Christof Kraus*); Die Öffentliche Verwaltung, Juli 2018, H. 13, S. 529-530 (*Reinhard Mehring*); Informationsmittel für Bibliotheken (IFB) <www.informationsmittel-fuer-bibliotheken.de/showfile.php?id=9156> (*Till Kinzel*); Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 66, 2018, S. 563-565 (*Angela Reinthal*); justament.de/archives/9427 (*Matthias Wiemers*); Philosophy and Society, vol. 29, 2018, S. 637-639 (*Petar Bojanić/Željiko Radinković*); Zeitschrift für Germanistik, Neue Folge XXIX/1, 2019, S. 199-205 (*Torsten Voß*).
- 22 Zusammenfassende Rezension: Neue Politische Literatur 63, 2018, S. 9-25 (*Reinhard Mehring*).
- 23 Rezensionen: Junge Freiheit vom 13.11.2015 (*dg*); Philosophischer Literaturanzeiger 68, 2015, S. 354-361 (*Reinhard Mehring*); literaturkritik.de, Nr. 3, März 2016 (*Thomas Meyer*); Die Zeit vom 19.5.2016 (*Alexander Cammann*); Neue Züricher Zeitung vom 22.6.2016 (*Stefan Breuer*); Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 63, 2016, S. 408-409 (*Angela Reinthal*); Zeitschrift für Germanistik NF 26, 2016, S. 243-261 (*Peter Uwe Hohendahl*); justament.de/archives/7434 (*Matthias Werners*); Informationsmittel für Bibliotheken (IFB) 16-3 [#4367] (*Till Kinzel*); Das historisch-politische Buch 63, 2016, S. 258 (*Christian Hacke*).

Dagegen musste der aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammende Carl Schmitt sich als „Unterschichtenkerl“ (TB II, S. 28) wahrnehmen; auf finanzielle Unterstützung durch den Vater konnte er nicht rechnen. Die „wahnwitzige Gier nach Geld“ (TB I, S. 114), das er eben nicht hatte, durchzieht das frühe Tagebuch. Um die langen Jahre des Referendariats irgendwie zu überbrücken war er auf Hilfsarbeiten und Zuwendungen vermöglicher Gönner angewiesen, auch musste er sich immer wieder Geld pumpen. Das war umso demütigender, als er, der bereits zwei Bücher veröffentlicht hatte und dabei war, ein drittes – seine Habilitationsschrift – zu beenden, fachlich hochqualifiziert und seinen Mit-Referendaren weit überlegen war:

„Warum regt mich das so furchtbar auf, wenn ich an die Scheißkerle von Referendaren denke, die ich den ganzen Tag sehe, die mich nicht grüßen, wenn sie Offiziere bei sich haben und die wedelnd gelaufen kommen, wenn ich ihnen bei der Assessorarbeit helfen soll?“ (TB I, S. 175).

Schmitt hielt sich mit Arbeiten für den Rechtsanwalt und Notar Hugo am Zehnhoff notdürftig über Wasser. Der Notar behandelte ihn durchaus großzügig. Gerade das aber empfand Schmitt wiederum als demütigend, weshalb ihn mit am Zehnhoff – den er später gleichwohl als die wichtigste Begegnung seines Lebens bezeichnete – eine Hassliebe verband.

Zu dieser Demütigung kommt eine weitere, die zeitlich knapp vor dem Einsetzen der Tagebuch-Überlieferung liegt, in den Tagebüchern auch keine Erwähnung findet, aber ganz sicher ihre untergründige Spur durch sie zieht. Schmitt hatte sich in die Pianistin Helene Bernstein, Tochter eines konvertierten Juden aus Mönchengladbach, verliebt und wollte sie heiraten. Doch deren wohlhabende Eltern machten ihm klar, dass er ein armer Schlucker „ohne Position“ sei, eine Verbindung daher nicht in Betracht käme.²⁴ Sie wiesen ihn aus dem Haus und untersagten jeden weiteren Kontakt mit Helene. Fortan hatte Schmitt, der viele Motti kannte, einen „Lieblingsspruch“: „Ubi nihil vales, ibi nihil velis“ (TB III, S. 470) – Wo Du nichts giltst, da hast Du nichts zu wollen.

Kurz darauf stürzt Schmitt sich dann in die verhängnisvolle Liaison mit einer gewissen Pauline Marie Dorotić, einer Tänzerin mit nur gelegentlichen Engagements, die sich den Namen „Carita“ beigelegt hatte und von Schmitt „Cari“ genannt wurde. Am 13. Februar 1915 heiratete er sie, ließ sich aber schon wenige Monate später im Tagebuch zu einem irrationalen Konditional-satz hinreißen: „Es wäre vielleicht doch besser gewesen, ich hätte eine Jüdin geheiratet.“ (TB II, S. 116). Für die standesamtliche Trauung konnte bzw. wollte Cari keinen Ausweis vorlegen, und einen solchen bekam Schmitt auch nie zu Gesicht. Nur zu bereitwillig nahm der Referendar ohne Position ihr

24 *Carl Schmitt*, Jugendbriefe (wie Anm. 15), S. 149.

die Behauptung ab, sie sei aus kroatischem Adel und komme aus Agram. Er freute sich darauf, seinem Allerweltsnamen bald ein „von Dorotić“ anhängen zu können (TB I, S. 173). Auf den väterlich-besorgten Hinweis am Zehnhoffs, das Mädchen komme aus dem „Tingel-Tangel“ (TB I, S. 296) reagierte er mit Empörung. Der Betrug durch die Frau war aber nur zu offensichtlich, was der Ehemann in gelegentlichen klaren Momenten auch sah, um es jedoch sogleich wieder zu verdrängen. Da das Verdrängte die Eigenschaft hat, wiederzukehren, verfestigte es sich zu einem lebenslangen Trauma.

Es sollte sich auch objektiv verfestigen dadurch, dass Schmitt seine Habilitationsschrift 1914 mit einer gedruckten Widmung an Pabla v. Dorotić versah und zwei seiner Bücher – die „Politische Romantik“ 1919 und „Die Diktatur“ 1921 – unter dem Namen „Schmitt-Dorotić“ veröffentlichte. Schließlich doch misstrauisch geworden, stellte er 1922 über das kroatische Konsulat in Düsseldorf Recherchen an nach einem Adelsgeschlecht Dorotić. Das Ergebnis war niederschmetternd: „es gibt zahllose Dorotić in Agram, der Name ist sehr verbreitet, wie hier Müller. Welch ein Reinfall.“ (TB III, S. 109). Carl Schmitt hatte sich zum Gespött der Zunft gemacht, die ihm immer wieder die Selbsterhöhung in den falschen Adelsstand vorhalten konnte. So wurde diese Ehe zum Hinterhalt seines Schicksals; einem Hinterhalt, aus dem er, auch nach der Scheidung 1924, nie wieder richtig herausfinden sollte. „Cari“ wurde der böse Dämon Carl Schmitts und ist die Chiffre für die dritte, schwerste und nachhaltigste Demütigung. Seit dieser Zeit ist „Betrug“ ein Leitmotiv der Tagebücher, wobei der Autor sich darüber im Klaren war: „Jeder Betrug ist Selbstbetrug“ (TB IV, S. 465) und er selbst „betrogener Betrüger“ (TB III, S. 430). Rüdiger Altmann soll gesagt haben, dass man Carl Schmitt nicht versteht, wenn man die Geschichte seiner ersten Ehe nicht kennt. Dafür liefert das Tagebuch, auch wenn die Zeit der Ehe in der Überlieferung weitgehend fehlt, reiche Anschauung.

Mit Duschka Todorović, die Schmitt 1923 kennenlernt und 1926 in zweiter Ehe heiratet, tritt dann eine ganz andere Frau in sein Leben. Duschka hat – wie Wilhelm Grewe anlässlich ihres Todes 1950 schrieb – mit ihrer „einzigartigen Verbindung von ungewöhnlichem Mut, Gelassenheit, Wirklichkeitssinn und menschlicher Wärme“²⁵ ganz wesentlich zur Stabilisierung Schmitts beigetragen. Hatte er bis dahin noch häufig von Selbstmord gesprochen, so war seit Duschka davon so gut wie nicht mehr die Rede. An Forsthoff sollte Schmitt am 14. Dezember 1959 schreiben, Duschka sei für ihn „das wunderbare Geschenk Gottes geworden, das mich bis heute, noch zehn Jahre nach ihrem Tode, aufrecht hält und mir eine Sicherheit gibt, die jedem Schlag gewachsen ist.“²⁶

25 Zit. nach *Reinhard Mehring*, Carl Schmitt. Aufstieg und Fall, München 2009, S. 470.

26 *Ernst Forsthoff/Carl Schmitt*, Briefwechsel Ernst Forsthoff Carl Schmitt (1926–1974). Hrsg. von Dorothea Mußnug, Reinhard Mußnug und Angela Reinthal, in Zusammenarbeit mit Gerd Giesler und Jürgen Tröger, Berlin 2007, S. 152.

Die Richtigkeit dieser Aussage ist durch das Tagebuch reich belegt, allerdings auch die negativen Implikationen, die sie enthält.

„Mein Gleichmaß ist nicht in mir, sondern in meiner äußeren Ordnung und Regelmäßigkeit.“ (TB I, S. 224). Den zweiten Teil dieser Selbstaussage dementiert das Tagebuch entschieden, doch in einem Punkt gab es strenge Regelmäßigkeit: dem Führen des Tagebuchs. Es ist der seltene Fall eines ohne jeden Vorbehalt geschriebenen, radikal ehrlichen Tagebuchs. Sein abbreviatorischer Charakter, die stilistische Sorglosigkeit und vor allem die „unleserliche“ Schrift lassen schon erkennen, dass es nicht für die Augen anderer Leser gedacht war, sondern geschrieben wurde ausschließlich für den Autor selbst als Mittel der Selbstvergewisserung, und zwar mit einer erstaunlichen Rücksichtslosigkeit gegenüber der eigenen Person:

„Inzwischen erkenne ich die ganze Lächerlichkeit meiner Existenz, die Verlogenheit, Verschrobenheit, Verbogenheit meines Daseins; das unehrliche Verhalten meines Lebens, das Verduckte, Sture, Verschämte aller meiner Handlungen.“ (TB III, S. 483).

Schmitt hatte keine Hemmungen, schlecht über die Menschen zu reden, aber er nahm sich selbst dabei keineswegs aus: „Ich sehe in der Welt nur Bosheit und Gemeinheit, vielleicht nur deshalb, weil in mir selbst sehr viel Böses und Gemeines ist.“ (TB I, S. 161). So kann sein Tagebuch als eine Beichte angesehen werden bzw. als das, was dem Beichten vorausgeht: eine Selbsterforschung.

„Wer beichten will, gehe hin und zeige sich dem Priester“, heißt es in „*Ex captivitate salus*“.²⁷ Beichten unterliegt, das war für den Katholiken klar, dem Beichtgeheimnis. Die öffentliche Beichte wird notwendig falsch; sie verletzt, mit Schmitt zu reden, ein „Arkanum“. Der Tagebuchautor Schmitt hat schon qua Profession nichts mit jenen Tagebuchschreibern zu tun, die er als „Buribunkologen“²⁸ verspottete: „Ein Jurist, der sich selbst und viele andere zur Objektivität erzogen hat, geht psychologischen Selbstbespiegelungen aus dem Wege.“²⁹ Für Letzteres führt er als Beispiele die „Selbstquäler“ Rousseau und Strindberg an. Zwar ist auch in Schmitts Tagebüchern viel von Qualen die Rede, jedoch nicht psychologisierend, sondern sachlich benennend. Zu Freud und der Psychoanalyse geht Schmitt entschieden auf Distanz:

„Die Psychoanalytiker: Im Mülleimer des Unbewussten und vom lebendigen Gedächtnis Weggeworfenen nach den tieferen Ursachen suchen und aus dem Abfall das Leben erklären wollen; in den Exkrementen das Geheimnis des Lebens suchen.“ (TB IV, S. 436).

27 *Carl Schmitt*, *Ex captivitate salus*, 4. erweiterte Aufl., Berlin 2015, S. 76.

28 *Carl Schmitt*, *Die Buribunken*. Ein geschichtsphilosophischer Versuch. In: *Summa*, 1918, Bd. 4, S. 89-106. Wiederabdr. in: TB II, S. 453-471.

29 *Carl Schmitt*, *Ex captivitate salus* (wie Anm. 27), S. 76.

Schmitt misstraute dem psychoanalytischen Weg in die Tiefen seiner Existenz. Er war davon überzeugt, dass der Mensch nicht aus sich selbst zu verstehen sei, wie etwa an seiner Polemik gegen Descartes deutlich wird. Statt das Geheimnis des Lebens im Unbewussten zu suchen, hielt er sich lieber an das „unverlierbare Geheimnis der göttlichen Herkunft des Menschen“.³⁰

Vor allem, und das ist entscheidend, ist Schmitts Tagebuch nicht in der Absicht der Veröffentlichung abgefasst. Wer das tut, so weiß Schmitt, unterliegt den Versuchungen der Selbstliebe und des Hochmuts (Glossarium, S.10 f.) und landet unweigerlich in der Romantik, wo jeder „der eigene Dombaumeister an der Kathedrale seiner Persönlichkeit“ wird.³¹ Schmitts Motiv dagegen war einzig, sich ohne „alles Geschwätz und Gewitzel des Psychoanalytisten“ (TB III, S. 475), vielmehr in der objektiven Sprache des geschulten Juristen Klarheit zu verschaffen über das eigene, ihm durchaus nicht klare Leben; und das in einer Weise, die das Arkanum schon durch die hermetische Schriftform bewahrt. Seine Probleme mit dem Freund Ernst Jünger rührten daher, dass er in dessen hochgradig literarisierten und alles verwertenden Tagebüchern das durchgehende Schielen auf Publizität erkannte. Das Verwerten noch der belanglosesten Details der eigenen Biographie mit dem Anspruch auf „Literatur“ und Publikation aber war nicht die Sache Carl Schmitts.

Mit der Dokumentation seines chaotischen Lebens im Tagebuch steht der Autor im Widerspruch zu zentralen Begriffen seines Werkes, angefangen mit dem der Souveränität. Ihre hervorgehobene Stellung im Werk steht in auffälligem Kontrast zur schwankenden, wenig souveränen privaten Lebensführung des Autors. Und wenn Schmitt von Dezisionismus spricht, wenn er die „anspruchsvolle moralische Entscheidung“ einfordert,³² so lässt sein Tagebuch erkennen, wie wenig er selbst zu einer Entscheidung fähig war. Das war ihm auch völlig klar: „Ist das nicht alles lächerlich: Ich spreche von Dezision und kann mich nicht entscheiden.“ (TB IV, S. 447). Der Kritiker der Romantik zeigt sich im Tagebuch als Romantiker, der haltlos jeder „Okkasion“ verfällt. Auch das Verhältnis zum Krieg erscheint im Tagebuch in überraschender Weise; es ist alles andere als bellizistisch. Beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs, mitten in der verbreiteten „Augustbegeisterung“ schreibt Schmitt: „Besser, dieser Krieg wird verloren als gewonnen.“ (TB I, S. 176). Während zahlreiche Intellektuelle den Krieg begeistert begrüßten und sich vor Patriotismus überschlugen, zeigt sich Schmitt – der doch im Werk scharf gegen den pazifistischen Humanitarismus polemisiert – als nüchterner Zeitgenosse. Er klagt über den „Moloch“ und „diesen brüllenden Unsinn“ des Krieges (TB II, S. 99); noch 1934 bezeichnet

30 Ebd., S. 78.

31 *Carl Schmitt*, Politische Romantik, 2. Aufl., München/Leipzig 1925, S. 26.

32 *Carl Schmitt*, Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität, 10. Aufl., Berlin 2015, S. 69.

er den Ersten Weltkrieg als „useless waste of human life“ (TB V, S. 476). Die Sicht auf den Staat ist im Tagebuch nicht weniger überraschend. Der Etatist, der in seinem Werk den Staat als die größte Leistung der Neuzeit rühmt, wütet im Tagebuch gegen den Staat, der die „Vernichtung des Einzelnen“ (TB II, S. 64) betreibt: „der Staat behandelt einen wie eine liebende Frau: er erdrückt einen, saugt einen aus, bis man leer ist, dann nimmt er sich mitleidig des Restes an, gibt ihm einen schönen Titel und eine Pension.“ (TB II, S. 177).

Von seinem wissenschaftlichen Werk spricht Schmitt im Tagebuch wenig, das hier aufgezeichnete Leben steht zu der stilistischen Qualität und Formvollendung des Werkes in starkem Kontrast. Damit bekommt das Werk eine geradezu kompensierende Funktion. Man muss gar nicht die Psychoanalyse bemühen, denn es ist offensichtlich, dass Schmitt die geordnete Gedankenführung des Werkes gegen die innere Unordnung stellt, die schneidige Dezision gegen die eigene Entscheidungsschwäche. Er, der die Bestimmung über die Ausnahme für das Kriterium des Souveräns erklärte, fand selbst aus dem permanenten privaten Ausnahmezustand nicht heraus. So klaffen Werk und Leben auseinander und bleiben in ihrem Widerspruch doch dialektisch aufeinander bezogen. Im Licht der Tagebücher erscheint das Werk als ein Gegenentwurf zur chaotischen Unordnung des eigenen Lebens; mit ihm möchte der Autor die Anarchie seiner privaten Lebensführung dementieren.

Die ästhetische Form dieser Jurisprudenz war, wie vor allem auch die Jugendbriefe an die Schwester zeigen, früh schon angelegt. Als Schmitt 1907 sein Studium in Berlin aufnahm, schwankte er zwischen Jura und Philologie. Erst als der einflussreiche Onkel ihm klarmachte, dass die Philologie eine brotlose Kunst ist, entschied er sich für die Rechtswissenschaft und hat sich fortan immer sehr dezidiert als Jurist verstanden. Dennoch blieben die geisteswissenschaftlichen und literarischen Neigungen lebendig. Es ist auffällig, dass Schmitt in seinem Tagebuch nur wenig über die Lektüre von Fachliteratur spricht, die er doch bis in die entlegensten Titel beherrschte. Dafür ist umso mehr von der sogenannten Schönen Literatur die Rede. Das Tagebuch dokumentiert Schmitts intensive Beziehung zu dieser Literatur, seine breiten literarischen Interessen und Lektüren, wobei am Anfang die Nähe zum Expressionismus und Dadaismus steht. Letzterer äußert sich z.B. in dem verschollenen Romanprojekt „Schnecke“³³, in den „Schattenrissen“³⁴ oder auch in einem Tagebucheintrag von 1912, in dem aus einer für ihn typischen überlegen-antibürgerlichen Stimmung heraus das dadaistische Temperament mit ihm durchgeht:

33 Darüber vor allem in den Jugendbriefen (wie Anm. 15).

34 *Johannes Negelinus* [= Carl Schmitt/Fritz Eisler], *Schattenrisse*, Leipzig 1913. Neue Ausgabe in: *Ingeborg Villinger*, *Carl Schmitts Kulturkritik der Moderne. Text, Kommentar und Analyse der „Schattenrisse“ des Johannes Negelinus*, Berlin 1995.

„[...] ich armer Junge, der Zielpunkt der Pfeile des Schicksals, ich vielgeschlagener Unglücksrabe, muss einsam bleiben und allein. Trotzdem bin ich mehr als die hunderttausend Lausbuben des Handels, der Kunst und der Justiz, die heute morgen ihren Sonntagsspaziergang machen, und würde höflich, aber energisch <den> entfernen, der mir vorschläge, mit ihm zu tauschen. Eher tausche ich mit einem ausgesetzten freundlichen Affen, einem verirrten Moorigel, einem schwerverwundeten Zebra oder einer verwaisten Sumpfschildkröte. Ich danke Gott und singe Adio, ihr wandelnden Würste, ihr stelzenden Schoten, ihr schwänzelnden Giftpilze. [...] (Hinzuzufügen wäre: Eine geschändete Blindschleiche, ein missgeborenes Schnabeltier, ein entarteter Reibekuchen, ein gestaupter Frosch.)“ (TB I, S. 31).

Schmitts literarische Hausgötter sind in den Tagebüchern präsent und werden in der Regel geschätzt, weil sie ihm etwas über sich selbst sagen: Der junge Referendar freundet sich mit Theodor Däubler an; die Freundschaft lockerte sich später, ohne dass die sprachmächtige Lyrik Däublers ihre Bedeutung für Schmitt verliert. Mit Julien Sorel, dem Aufsteiger aus Stendhals *„Le rouge et le noir“*, identifiziert er sich. Die Katastrophe der ersten Ehe verarbeitet er, indem er eine Novelle verfasst: *„Der treue Zigeuner“* (TB III, S. 564-569), die er auch anderen zu lesen gab, weil er wohl nur derart camouffiert über das Thema sprechen konnte. Dostojewski spielt mit seiner, einen tödlich endenden Geschlechterkampf behandelnden Erzählung *„Die Sanfte“* Anfang der zwanziger Jahre eine große Rolle; ebenso, wegen Schmitts lebenslanger Betrugsobsession, Shakespeare mit *„Othello“*. Stark war das Interesse in den zwanziger Jahren für die Franzosen. Beim Exzerpieren von Charles Maurras entfährt es ihm: *„Wie bin ich doch französisch.“* (TB III, S. 163). Vor allem Léon Bloy und Georges Bernanos werden wichtig, aber auch Baudelaire und Gide; Drieu La Rochelle wird ihm *„Stab, Stütze, Seele und Substanz“* (TB IV, S. 421). Thornton Wilders Roman *„Die Brücke von San Luis Rey“* begeistert ihn so sehr, dass er ihn mehrfach verschenkt. James Joyce ruft ihm mit seinem *„Portrait of the Artist as a Young Man“* die eigene Gymnasiastenzeit in Erinnerung. In den dreißiger und vierziger Jahren verschiebt sich die Vorliebe auf Herman Melville mit seiner Erzählung *„Benito Cereno“* und auf Konrad Weiß, dessen Lyrik diejenige Däublers zurückdrängt. Nach dem Zweiten Weltkrieg vergewissert Schmitt sich im Glossarium seines Katholizismus mit dem Gedichtzyklus *„Das geistliche Jahr“* der Annette von Droste Hülshoff und vor allem mit dem hermetischen Werk von Konrad Weiß. Über diese sehr unvollständige Aufzählung hinaus war Schmitt ein an allem interessierter Vielleser, der auch dicke Romane in kürzester Zeit bewältigte.

Die Nähe zur Literatur – um hier von der Musik und der Bildenden Kunst, wovon im Tagebuch ebenfalls viel die Rede ist, zu schweigen – formte den Juristen. Das Werk Carl Schmitts hat eine ausgeprägt künstlerisch-ästhetische Seite. Christoph Schönberger spricht von der *„literarischen Jurisprudenz“*

Schmitts.³⁵ Sie zeigt sich vor allem in der Form: Schmitt schrieb vorzugsweise Essays. Diese kleine Form bedeutet Prägnanz und einen apodiktischen Gestus, der es dem Autor erlaubte, die innere Unsicherheit stilistisch-ästhetisch zu überspielen. Schmitts Stärke war die kurze, jede nähere Begründung erübrigende Definition. Sie in vollkommener Weise zu finden, war sein Ehrgeiz. Gelang es, so war das beglückend, und es hatte nicht nur für seine Leser und Hörer, sondern vor allem auch für ihn selbst einen hohen ästhetischen Reiz. An den Freund Heinrich Oberheid schreibt er 1927 den bezeichnenden Satz: „Der Himmel war heute so klar wie eine gute Definition.“³⁶

Gegenüber der kurzen Form, dem Aphorismus und der bündigen Definition war die umständliche Ableitung und ausführliche Begründung, die systematische Behandlung aller Aspekte eines Gebietes nicht die Sache Schmitts – mit der bedeutenden Ausnahme der „Verfassungslehre“. Das Tagebuch des Jahres 1927 lässt schön erkennen, wie ihm die essayistische Form leicht von der Hand ging, während er sich mit der umfassenden Darstellung schwer zu quälen hatte. In diesem Jahr entstanden kurz hintereinander zwei Hauptwerke: „Der Begriff des Politischen“ und „Verfassungslehre“; das eine ein Traktat mit schlagenden Definitionen von – in der ersten Fassung – 33 Druckseiten, das andere eine streng-systematische Darstellung von über 400 Druckseiten. War Schmitt beim „Begriff des Politischen“ mit Freude bei der Arbeit, und zeigte er sich hochzufrieden mit dem Resultat, so war das im Fall der Verfassungslehre völlig anders. Lange zeigte er Vermeidungstendenzen und versuchte es mit dem Abwehrmechanismus der Rationalisierung: „Jetzt erkenne ich: Mein Wunsch, ein dickes Buch zu schreiben, ist so töricht wie der Wunsch eines Kindes, einen Vollbart zu haben oder einen mächtigen Bauch. Das Meiste an dicken Büchern ist ja Vollbart; Zinnober.“ (TB IV, S. 374). Schließlich setzte sich aber doch – auch im Blick auf die Konkurrenten, insbesondere Rudolf Smend – das Bedürfnis durch, sich und anderen zu beweisen, dass seine Eigendiagnose einer „Unfähigkeit zu gründlicher Arbeit“ (TB IV, S. 79) nicht stimmt, und er auch dicke Bücher schreiben kann.

Der Entstehungsprozess der „Verfassungslehre“ ist im Tagebuch detailliert zu verfolgen, und er ist höchst aufschlussreich. Im Juli verdichten sich die Gedanken zu ersten Notizen, und am Ende dieses Monats ist vermeldet: „Anfangen, die Verfassungslehre zu schreiben.“ Die Abfassung eines derartigen Werkes verlangte dem Autor eine erhebliche und ganz ungewohnte Selbstdisziplinierung ab. So gestaltete sich der Prozess des Schreibens

35 Christoph Schönberger, Carl Schmitts literarische Jurisprudenz. In: Merkur 70, 2016, S. 89-96.

36 Oberheid zitiert damit aus einem Brief Schmitts an ihn; Landesarchiv NRW Abt. Rheinland, RW 0265 Nr. 10482. Die Briefe Schmitts an Oberheid sind leider mit dessen Nachlass verloren.

mühsam. Doch schon am 14. September beginnt Schmitt damit, den wahrscheinlich stenographisch hingeworfenen Text zu diktieren. Zu Anfang des Wintersemesters hat er das Diktat weitgehend beendet und korrigiert ab dem 22. Oktober das Typoskript. Am 5. Dezember schickt er es an seinen Verleger Feuchtwanger. Über die ganze Phase der Entstehung quälen ihn Zweifel an seinem Werk: „immer Angst wegen meiner Verfassungslehre, die mir erbärmlich, dilettantisch, flüchtig und oberflächlich vorkommt.“ (TB IV, S. 191). Als die Satzarbeiten und Korrekturgänge beendet sind und am 17. März 1928 die broschiierten Exemplaren der Verfassungslehre eintreffen, ist er „sehr fröhlich darüber, dann wieder deprimiert.“

Lässt man die vorbereitende Arbeit im Juli und die Korrekturphase – die sich hinzog, weil Schmitt nicht nur Fehler korrigierte, sondern zum Verdruss des Verlegers in den Fahnen noch ungewöhnlich viel änderte – außer Acht, so hat Carl Schmitt seine Verfassungslehre in nicht einmal drei Monaten niedergeschrieben. Das ist höchst erstaunlich; umso mehr, als Schmitt in dieser Zeit zwar mit seiner Ehefrau Duschka glücklich in der Villa in Friesdorf lebte, sein gewohntes Leben ansonsten aber kaum geändert hat. Er hält Vorlesungen und Seminare, fährt ins Sauerland, unterhält eine intensive Beziehung zur Geliebten, führt regelmäßig den Hund spazieren, nimmt in Köln Referendarexamen ab, macht die Neuausgabe seiner „Diktatur“ druckfertig, empfängt am 16. August Pierre und Jeanne Linn, die volle zwei Wochen zu Besuch bei ihm wohnen, und um die er sich sehr kümmert, ihnen ausgiebig die Schönheiten des Rheinlands und die Städte Bonn, Köln und Düsseldorf zeigt, empfängt aber auch noch Besuche von Eugen Rosenstock, Carl Brinkmann und Ludwig Feuchtwanger, wie überhaupt nahezu täglich Besucher im Haus sind, fährt in ein Essener Bergwerk ein, liest nebenher Tschechow und ist auch mal „den ganzen Tag faul und müde“ und hat „herumgeschlafen“ (TB IV, S. 160). Er unterhält seine gewohnte umfangreiche Korrespondenz, trinkt viel Wein mit Freunden, sitzt in Cafés und sondiert seinen Wechsel nach Berlin. Daneben die Konzentration für ein so anspruchsvolles wissenschaftliches Werk aufzubringen und es in derart kurzer Zeit satzfertig zu machen, ist schwer nachvollziehbar.

In den Tagebüchern werden gelegentlich Einflüsse auf das Werk sichtbar, die sonst nicht ohne weiteres zu erkennen wären. Das gilt insbesondere für die beiden oben genannten Werke. Hierfür wurde der Theologe Erik Peterson wichtig, mit dem Schmitt zu dieser Zeit nahezu täglich zusammen war. Die Faszination eines Denkens vom Ende her verband Schmitt mit Peterson. Dieser pflegte seine Vorlesungen schriftlich auszuarbeiten und las sie Schmitt vor (vgl. z.B. TB IV, S. 46). In der Vorlesung über das Lukasevangelium, die Peterson im Wintersemester 1925/26 erarbeitet und gehalten und im Sommersemester 1928 wiederholt hat, behandelte er auch die sogenannte lukanische Feldpredigt (Lk 6), das Gegenstück zur Bergpredigt bei Matthäus. Hier ging es um den Begriff des Feindes, den Peterson nicht auf das Verhalten der Menschen untereinander

bezogen, sondern strikt eschatologisch verstanden wissen wollte.³⁷ Dieser nicht-moralische Feindbegriff wird für Schmitts „Begriff des Politischen“ eine Rolle gespielt haben. In seiner Habilitationsschrift „Heis Theos“ untersuchte Peterson die Bedeutung der frühchristlichen „acclamatio“, und „Akklamation“ wird daraufhin ein wichtiger Begriff in Schmitts „Verfassungslehre“. Auch für seine ebenfalls 1927 entstandene Schrift „Volksentscheid und Volksbegehren“ wird „Heis Theos“ herangezogen.

Wie die Beeinflussung durch Peterson immer nur andeutend erscheint, so sind die wissenschaftlichen Denkwege Schmitts in den eigentlichen Tagebüchern kaum zu finden; am ehesten noch lassen sie sich in den Paralleltagebüchern verfolgen. Dagegen sind jene aber allein schon durch die Fülle von Kontakten, die sie vermelden, eine wertvolle zeit- und auch werkgeschichtliche Quelle. Carl Schmitt war ein ausgesprochen geselliger Mensch, und sein Tagebuch lässt geradezu eine Prozession von mehr oder weniger bedeutenden Zeitgenossen vorüberziehen, mit denen er flüchtig oder auch nachhaltig zusammenkommt. Nahezu täglich empfängt er in seiner Wohnung Besucher oder trifft in Cafés oder Weinstuben Menschen, auf die er offen und neugierig reagiert. Mit dem Wechsel an die Handelshochschule Berlin verstärkten sich Schmitts Kontakte zur Politik. Waren sie in Bonn noch auf ein eher distanzierendes Verhältnis zur Zentrumspartei beschränkt, so änderte sich das in der Reichshauptstadt. Anfang Januar 1928 traf Schmitt auf einer Tagung in Königswinter Brüning, der einen sehr guten Eindruck auf ihn machte. Schmitt schreibt: „Freute mich, in Berlin mit ihm zusammen sein zu können.“ (TB IV, S. 193). Aber die Hoffnung auf eine Zusammenarbeit wurde enttäuscht. Brüning hält Schmitt auf Distanz; dieser sieht sich „mißachtet“ (TB V, S. 116) und ist „gekränkt“ (TB V, S. 60 f.). Er rächte sich, indem er den kleinen Käfermenschen in der unteren rechten Ecke des Hieronymus-Bosch-Bildes „Johannes auf Patmos“ im Deutschen Museum für Heinrich Brüning erklärte (TB V, S. 71, 124, 484). Wenn Schmitt auch der Zugang zum Reichskanzler verwehrt blieb, so kam es doch bald zu Regierungskontakten auf Staatssekretärebene, etwa zu dem Ministerialdirektor im Reichsfinanzministerium Herbert Dorn, zum dortigen Staatssekretär Johannes Popitz, zu Erich Zweigert, der ab 1929 Staatssekretär im Innenministerium war, später zu Franz von Papen und zum Umkreis des Generals Schleicher. Es kann kein Zweifel bestehen, dass der Kritiker der indirekten Gewalten durchaus den Ehrgeiz hatte, im Vorhof der Macht Einfluss zu entfalten.

Verhängnisvoll wurde ihm das, als Popitz ihn im April 1933 dazu bewegen konnte, dem neuen NS-Staat seine juristische Kompetenz für ein

37 Erik Peterson, *Lukasevangelium und Synoptica*. Aus dem Nachlass hrsg. von Reinhard von Bendemann (Ausgewählte Schriften Bd. 5), Würzburg 2005.

„Reichsstatthaltergesetz“ zur Verfügung zu stellen, was ihn dann in den von Göring einberufenen Preußischen Staatsrat führte und in der Zusammenarbeit mit Hans Frank und der „Akademie für Deutsches Recht“ mündete. Der Zugang zum „Führer“, der bekanntlich Juristen verachtete, blieb ihm erspart. Schmitt hat Hitler als Machtmensch und politische Potenz wahrgenommen. Als er ihn im April 1933 auf einem Presseempfang sah, erschien er ihm „wie der gierige Stier in der Arena“ (TB V, S. 279). Der berühmt-berüchtigte Artikel „Der Führer schützt das Recht“, mit dem Schmitt Hitlers Mordaktion vom 30. Juni 1934 rechtfertigte, brach ihm sozusagen das Genick. Auch wer von Carl Schmitt weiter nichts weiß, weiß doch diesen Titel zu zitieren. Dass es sich aber lohnt, den Text genau zu lesen und auch im Zusammenhang mit seinen – hier allerdings sehr knappen – Tagebucheinträgen, hat Wolfgang Schuller hervorgehoben (TB V, S. 461-464). Was die eigentlichen Gründe für die Entscheidung Schmitts waren, sich dem nationalsozialistischen Staat zur Verfügung zu stellen, wird auch durch das Tagebuch nicht befriedigend geklärt. Dagegen dokumentiert es sein „Geltungsbedürfnis“ (TB V, S. 162), das auf jeden Fall eine Rolle gespielt hat, sowie den genauen Ablauf seines Eintritts in das Dritte Reich.

Die Besonderheit von Schmitts Katholizismus lässt das Tagebuch näher erkennen. Von Herkunft und Prägung her war Schmitt katholisch. Er verstand sich bis an das Ende seines Lebens dezidiert als Katholik, aber er war nicht das, was man einen praktizierenden Katholiken nennt. Im „Glossarium“ heißt es einmal: „Ich bin Katholik nicht nur dem Bekenntnis, sondern auch der geschichtlichen Herkunft, wenn ich so sagen darf, der Rasse nach.“ (Glossarium, S. 99). So äußerte er sich gegenüber Helmut Rumpf, der ihm seine Konversion zur katholischen Kirche mitgeteilt hatte, was Schmitt mit Skepsis sah. Wie er Konvertiten ablehnte, so war auch klar, dass er selber seine Herkunftskirche nicht verlassen würde: „Ich bin nun einmal katholisch.“ (TB IV, S. 318). Was diese Aussage aber genau meint, ist nicht völlig deutlich. Schmitt war jedenfalls nicht im dogmatischen Sinne katholisch, er ging selten in die Messe, aber das Tagebuch zeigt doch durchgehend einen religiös unruhigen Menschen im Rahmen einer katholischen Spiritualität. Diese blieb für ihn immer lebendig, wie schon an seinen bevorzugten Lektüren – etwa Léon Bloy, Georges Bernanos oder Annette von Droste-Hülshoff – zu sehen ist. Das Verhältnis zur Amtskirche aber veränderte sich, und der wichtigste Einschnitt dafür war deren Weigerung, den Betrug der ersten Ehe anzuerkennen und sie für ungültig zu erklären. Dazu war Schmitt durch zwei Instanzen des Kirchengerichts gegangen, um 1926 die endgültige Niederlage hinnehmen zu müssen. Mit der zweiten Eheschließung in diesem Jahr war er von den Sakramenten ausgeschlossen.

Darauf antwortete Schmitt seinerseits mit einem vehementen Antiklerikalismus. Priester, die man als Katholik mit „Hochwürden“ anzureden hatte, waren ihm nun „widerliche Pfaffen“. Hieß es 1912: „Das Ideal ist der Kirchenstaat“ (TB I, S. 47), und hatte er noch 1923 mit seinem Buch „Römischer

Katholizismus und politische Form“ die weltgeschichtliche Form der römischen Kirche gepriesen – in der 2. Auflage 1925 sogar mit kirchlichem Imprimatur –, so war das 1928 in Berlin vorbei. Jetzt war er froh, der „Pfaffenstadt am Rhein“ (TB V, S. 259) entronnen zu sein. Seine Kirchenkritik nahm deutliche Formen an: „Das Geheimnis der römischen Kirche: Ein gut organisierter Schwindel hält besser als eine schlecht organisierte Wahrheit. Gut organisierte Herrschsucht ist besser als schlecht organisierte Freiheitsliebe“ (TB IV, S. 418). Auch als Autor der katholischen Zeitschrift „Hochland“, in der er bis dahin regelmäßig veröffentlicht hatte, schied er aus; 1929 erscheint er hier letztmalig. Am Tagebuch ist abzulesen, wie dieser Bruch seine Thematik veränderte: Diskutierte Schmitt in Bonn mit Erik Peterson, Waldemar Gurian, Jacques Maritain und anderen noch das theologisch grundierte Verhältnis von potestas und auctoritas, so schieben sich in Berlin die Probleme der Weimarer Staatskrise und die Versuche ihrer Lösung in den Vordergrund, wofür Schmitt den Begriff des Pouvoir neutre findet, des Reichspräsidenten als Hüter der Verfassung. Mit dem NS-Engagement geriet der Katholizismus dann 1933 weiter in den Hintergrund. Andererseits hat er sich ab diesem Jahr gerade mit dem Buch eines katholischen Schriftstellers in einer Intensität beschäftigt, wie er sie auf kein anderes Buch wandte, mit dem Christlichen Epimetheus von Konrad Weiß nämlich.³⁸

Zur abstoßenden Seite Carl Schmitts gehört seine Judenfeindschaft, und in den Tagebüchern finden sich dazu viele Belege. Doch muss man hier genau formulieren: „Antisemit“ war Schmitt nicht, denn dieser im späten 19. Jahrhundert geprägte Begriff ist rassistisch definiert, und Schmitt mag vieles gewesen sein – Rassist war er nicht. Wie überall ist er auch in seinem Verhältnis zu Juden widersprüchlich. Seine früheste überlieferte Äußerung über sie ist voller Empathie mit deren Schicksal,³⁹ und 1912 wollte er noch eine Jüdin heiraten. Die harsche Abfuhr, die er von deren Vater erfuhr, wird sein Verhältnis zu Juden mitbestimmt haben. Was die letzten Gründe für Schmitts Judenfeindschaft waren, lässt das Tagebuch nicht erkennen. Neben Äußerungen von Hass, „Ekel“ und Angst stehen solche der Sympathie: „Es gibt doch mehr gebildete Menschen unter den Juden als unter den Christen, deshalb ist eher mit ihnen auszukommen.“ (TB I, S. 226). 1932 warnte er seine jüdischen Studenten vor der Gefahr des Nationalsozialismus, was ihm noch 1983 einen Dankesbrief einbrachte (TB V, S. 483). Die SS konnte, als sie Schmitt 1936 in ihrer Zeitung „Das Schwarze Korps“ angriff, darauf hinweisen, dass Schmitt sich mit vielen Juden bestens verstand. Dazu gehörten etwa der schon seit Straßburger Tagen

38 Konrad Weiß, *Der christliche Epimetheus*, Berlin 1933. Von den drei im Nachlass erhaltenen Exemplaren sind zwei auf jeder Seite mit Kommentaren und verschiedenfarbigen Anstreichungen Schmitts versehen. Bei einem Exemplar (RW 265-28921) sind zusätzlich vorne und hinten eng beschriebene Seiten mit eingebunden.

39 Vgl. *Carl Schmitt, Jugendbriefe* (wie Anm. 15), S. 99.

befreundete Eduard Rosenbaum, der Verleger Feuchtwanger, der Bonner Lieblingsschüler Otto Kirchheimer, die Kollegen Heinrich Wimpfheimer in Berlin oder Erwin Jacobi in Leipzig. Die Verfassungslehre widmete Schmitt seinem gefallenen jüdischen Kommilitonen Fritz Eisler, dessen Bruder Georg dann zu einem Freund wurde, wie er ihn enger in seinem ganzen Leben nicht hatte, und den er vorbehaltlos und von Herzen liebte, wie er immer wieder im Tagebuch schreibt.

Als er aber einmal mit der größeren Familie zusammensitzt, heißt es: „Zu Mittag mit Eisler, seiner Frau und deren Verwandten, Juden, mir wurde unheimlich in dieser Gesellschaft“ (TB IV, S. 201 f.). Das Unheimliche wird nicht näher ausgeführt, und Schmitt hätte es wohl kaum rational benennen können. Mit jüdischer Problematik hat er sich in den Tagebüchern der Vorkriegszeit nicht wirklich beschäftigt; es bleibt bei vagen abwehrenden Gefühlen, der „Angst vor den Juden“ (TB I, S. 140); eine Angst, die wohl vor allem durch deren „Ortlosigkeit“ bestimmt war. Mit dem Wechsel nach Berlin stieg diese Angst an, denn Berlin hatte einen starken Anteil jüdischer Bevölkerung, der sich insbesondere auch in Politik, Medien, Kultur und Wissenschaft bemerkbar machte, was Schmitt als bedrohliche „Macht der Juden“ (TB V, S. 59) wahrnahm. Er notiert „Scham und Schande, daß ich in dieser Judenstadt bin, von Juden beleidigt und geschändet.“ (TB V, S. 160). Dass er das gerade am Weihnachtstag so formulierte, deutet auch auf christliche Motive seines Antijudaismus.

Ein neues Bild von Carl Schmitt

Das neue Bild, das die Tagebücher von ihrem Autor geben, ist vor allem eines: kein festes Bild. Jede Fixierung scheitert an der schillernden Wechselhaftigkeit des Objekts, seinem Chamäleon-Charakter (Reinhard Mehring). Das Werk mit seinem nüchtern-illusionslosen, analytischen Blick auf die Wirklichkeit vermittelt die Suggestion einer dahinter stehenden selbstsicheren, gefestigten und überlegenen Autorenpersönlichkeit. Das wird durch das Tagebuch gründlich dementiert. Hinter den brillanten Büchern, dem definitionsmächtigen und begriffsstarken, überlegen den Stoff beherrschenden Werk, erscheint ein Autor, der ängstlich und unsicher ist, hilflos seinen Trieben ausgesetzt, von Widersprüchen zerrissen und den einfachsten Anforderungen des alltäglichen Lebens nicht gewachsen. Während seiner vielen Wohnungsumzüge ergreift er die Flucht und überlässt das alles freundlichen Helfern. Als er am 5. Dezember 1927 das – unikate! – Typoskript der Verfassungslehre an den Verlag schickt, müht er sich vergeblich, es als Wertpaket zu versiegeln; schließlich gibt er den Kampf auf und gibt das Ganze einfach dem zufällig vorbeikommenden Briefträger mit. Wie leicht beeinflussbar der Charakter Schmitts war, und wie

haltlos er beispielsweise in der Beurteilung von Menschen schwankte, zeigt ein Eintrag vom 15. November 1928. Franz Blei, mit dem Schmitt seit seinem Wechsel nach Berlin wieder häufig zusammen war, bezeichnete Heinrich Oberheid, einen der engen und ganz wenigen lebenslangen Freunde Schmitts, als „Lügenpeter“ und „Pseudo-Mensch“, und Schmitt, statt das zurückzuweisen und seiner eigenen Menschenkenntnis zu vertrauen, notiert dazu: „Ich war erschüttert, denn ich bin auf Oberheid hereingefallen. Wie dumm bin ich.“ (TB IV, S. 454 f.).

Leicht beeinflussbar war er schließlich auch im April 1933. Obwohl er noch im Juli 1932 vor der Wahl von extremistischen Parteien gewarnt hatte, nutzte er die Chance, die unbefriedigende Entscheidung des Reichsgerichts in Sachen Preußen contra Reich zu korrigieren. Als ihn der bewunderte Freund Johannes Popitz aufforderte bei der neuen Regierung mitzumachen, „dann machte ich das einfach“.⁴⁰ Er ließ sich in die Entourage Görings ziehen. Dieser imponierte ihm als Machtmensch, der den gordischen Knoten bei der Diskussion um das Reichstatthaltergesetz dezisionistisch durchschlug (TB V, S. 277), und von dem Schmitt sich vor allem das versprach, was er mit seiner „Angst“ am meisten benötigte: persönlichen Schutz. Darin sah er sich dann 1936 auch bestätigt, als Göring ihn gegen die SS schützte.

Im Licht der Tagebücher muss vieles von dem, was über Carl Schmitt gesagt und geschrieben wurde, revidiert werden. Wenn Armin Mohler ihn der „Konservativen Revolution“ zuordnet, so ist das durch die Tagebücher nicht zu belegen, eher trifft das Gegenteil zu, wenn er etwa nach einem Abendessen mit Max Maurenbrecher und Heinz Brauweiler¹⁹³⁰ notiert „Das sind auch nicht die Leute für mich“ (TB V, S. 24). Schmitt war auch kein „Reichstheologe“, wie Andreas Koenen mit einem tausendseitigen Buch beweisen möchte. Bei aller Bildung, die er in außergewöhnlichem Maße besaß, war er gerade kein Bildungsbürger, sondern zeichnete sich aus durch Antibürgerlichkeit und die Absage an die Bildungswelt: „Die Barbarei [...] des wohlhabenden Mittelstandes mit seinen Kunstinteressen und seinem Phrasentum ist noch viel gemeiner als die naive Barbarei des letzten Slawen.“ (TB I, S. 175). Ebenso zeigte er große Distanz zu Preußen: „der Preußengeist, diese knarrende, schneidige und gänzlich intellektlose und gefühllose Maschine“ (TB I, S. 173). Den Wechsel 1928 nach Berlin hat er nicht, wie gelegentlich zu lesen, ersehnt, sondern er sträubte sich lange dagegen, und nur die Verdopplung seines Einkommens und die Chance, dem katholischen Milieu entkommen zu können gaben den Ausschlag. Ansonsten war ihm das an der Schnittstelle von Ost und West

40 „Solange das Imperium da ist“. Carl Schmitt im Gespräch mit Klaus Figge und Dieter Groh 1971. Hrsg., kommentiert und eingeleitet von Frank Hertweck und Dimitrios Kisoudis, in Zusammenarbeit mit Gerd Giesler. Mit einem Nachwort von Dieter Groh, Berlin 2010, S. 102.

gelegene Berlin „eine Passage, in der es scheußlich zieht“, wie er 1933 an Franz Blei schrieb.⁴¹ In Berlin suchte er zwar die Nähe zur Politik und fand sie auch, aber er hat die Republik von Weimar nicht zerstört und Hitler nicht begrüßt. Auf den Vorwurf, Totengräber von Weimar zu sein, pflegte er zu antworten: „Wo ein Totengräber ist, muss zuvor ein Leichnam gewesen sein.“ Für seine Judenfeindschaft wirkte der Nationalsozialismus sicher als Inzitant, doch hat sie im Grunde nichts mit dessen rassistischem Antisemitismus zu tun. Sie war bei Schmitt vielmehr Teil seiner „Angst“.

Der beherrschende Eindruck, den Carl Schmitt in seinen Tagebüchern von sich selbst vermittelt, ist der eines von seiner Libido Getriebenen. Damit ist die auffälligste Neuheit des Schmitt-Bildes bezeichnet. Der mit Schmitt schon seit den dreißiger Jahren familiär vertraute Nicolaus Sombart hatte geglaubt, mit der Präention höchster Autorität – „niemand ist ihm näher gekommen als ich“ – behaupten zu können, neurotische Sexualfeindlichkeit und männerbündische Angst vor dem anderen Geschlecht seien der Schlüssel zum Werk. Diesem „Geheimnis“ rühmte er sich auf die Spur gekommen zu sein und Carl Schmitt damit ein für allemal erledigt zu haben.⁴² Selten aber ist ein Buch so eindeutig widerlegt worden wie das von Nicolaus Sombart durch die Veröffentlichung der Tagebücher Schmitts. Sombart wollte, da es ihm intellektuell nicht gegeben war, dem Übertäter wenigstens als Libertin voraus sein, was er in mehreren autobiographischen Büchern weidlich ausmalte. Jetzt aber kann man nur feststellen, dass der Ältere seinen Ziehsohn auch auf diesem Feld weit in den Schatten stellte.

So peinigend für den Leser die Buchführung über die sexuellen Eskapaden sein mag, und so gerne er darauf verzichten möchte – das Tagebuch gibt insbesondere auch mit dieser Seite Aufschlüsse zum Phänomen Carl Schmitt. Seine Sexualität war keineswegs frei, sondern ein Amalgam von Lust und Grauen. Er durchlebte sie als Passion in dem Doppelsinn des Wortes von Leid und Leidenschaft. Die elementare Gewalt seines Sexualtriebs erfuhr er nicht nur als befriedigend, sondern auch als qualvoll:

„Meine Abhängigkeit von Frauen ist eine wirkliche Sklaverei [...] Was ist diese qualvolle Abhängigkeit? Wie kann ich mich von ihr befreien? Was nützt alles Geschwätz und Gewitzel des Psychoanalytens? Plötzlich überkommt mich die dunkle Wolke, plötzlich, in der schönsten Linie ruhigen Arbeitens dieser hiatus irrationalis.“ (TB III, S. 475).

41 *Franz Blei*, *Zeitgenössische Bildnisse*, Amsterdam 1940, S. 21. Ähnliche Äußerungen finden sich auch in anderen Briefen Schmitts, etwa an Jacques Maritain oder Nicolaus Sombart.

42 *Nicolaus Sombart*, *Die deutschen Männer und ihre Feinde. Carl Schmitt – ein deutsches Schicksal zwischen Männerbund und Matriarchatsmythos*, München/Wien 1991. Vgl. auch das Vorwort Sombarts zu: *Carl Schmitt. Die Sammlung Dr. Nicolaus Sombart*. Antiquariat & Verlag Elvira Tasbach, Berlin 1996, S. 5.

In der Mischung aus Lust und Qual wird eine Eigenart der Person deutlich, die über den bloß individuell-privaten Aspekt hinausweist und Rückschlüsse auf das Werk erlaubt: ihre Ambivalenz. Ernst Jünger, seit 1929 mit Schmitt eng vertraut, spricht von dessen „tiefgründige[r] Ambivalenz“.⁴³ Das meinte er unter dem Eindruck der Lektüre des Glossariums, in dem Schmitt sich abfällig über Jünger äußerte, während er ihm in gleichzeitigen Briefen anerkennend schrieb. Was hier über die Person Schmitt gesagt ist, glaubten andere auch in seinem Werk zu erkennen. Schon Karl Löwith hatte Schmitts Kritik am romantischen Okkasionalismus gegen ihn selbst gewendet und ihm vorgehalten, sein Dezsionismus sei „nur die Kehrseite seines Handelns je nach Gelegenheit und Umständen“;⁴⁴ und der allerdings nicht unbedingt vertrauenswürdige Kelsen-Schüler Hans Mayer warf Schmitt vor, dass er „es so hindenken kann oder auch so“.⁴⁵

Carl Schmitt war in vielfacher Weise ambivalent und war sich damit selbst unheimlich: „Unheimlicher Dualismus meines Lebens“, heißt es am 19. Dezember 1931. Die größte aller seiner Ambivalenzen war der nie endende Kampf seines Körpers gegen seinen Geist, der sich als schwach und wehrlos erwies. Wenn die „dunkle Wolke“ des „hiatus irrationalis“ ihn überschattete, wurde er zum willenlosen „Spiel des Sexualsturmes“ (TB IV, S. 451). Immer wieder sah er seinen weiten Bildungshorizont durch eine „Hure mit langen Beinen“ zugestellt (TB IV, S. 289). Die regelmäßige Niederlage erlebte er als „völlige Vernichtung von Seele und Geist“ (TB IV, S. 450). Die Wertungen „grauenhaft“, „schauerlich“, „schrecklich“, womit die eigene Sexualität bedacht wird, ist Ausdruck des Entsetzens vor der Erkenntnis, dass der Geist mit seinen hohen Ansprüchen vor der starken animalischen Triebhaftigkeit die Waffen strecken musste. Man hat Carl Schmitt als Gnostiker beschrieben, und in den frühen Tagebüchern finden sich in der Tat positive Äußerungen zur Gnosis (TB I, S. 103, 127, 166, 294; TB II, S. 28 f.). Das als einen Generalschlüssel für das Werk zu nehmen, dürfte fragwürdig sein, aber der Gegensatz von dunklem, bösem Körper und hellem Geist in der Person des Autors ist auffällig. Das gnostische Paradigma einer nicht zu versöhnenden Feindschaft zieht sich durch die Tagebücher Schmitts hindurch.

Vor diesem Hintergrund erscheint auch der für Schmitt wichtige Begriff des *Katéchon*, also der Kraft, die nach Paulus (2 Thess 2,6-7) das Ende aufhält, in einem neuen Licht. Er wird mit dem späten Schmitt in Verbindung gebracht

43 Ernst Jünger, *Siebzig verweht V*, Stuttgart 1997, S. 15 (Tagebuch-Eintrag vom 20. 9. 1994).

44 Karl Löwith, *Sämtliche Schriften*, Bd. 8, Stuttgart 1984, S. 32.

45 Hans Mayer, *Ein Deutscher auf Widerruf* (Erinnerungen, T. 1), Frankfurt a.M. 1982, S. 143. Mayer, der vorgibt, Schmitt persönlich gekannt und alle seine Werke gelesen zu haben, schreibt über ihn manches Falsche. Er hörte wohl 1933 unter Hunderten eine Schmitt-Vorlesung in Köln, ohne jedoch – wie er suggeriert – eine persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben. In Schmitts Tagebuch taucht sein Name nicht auf.

und taucht im Werk tatsächlich erst 1942 auf. Doch Notizen zu diesem Begriff im Nachlass reichen in die frühen dreißiger Jahre zurück, und das Tagebuch macht es sehr wahrscheinlich, dass Schmitt der *Katéchon* – auch wenn er in den Tagebüchern bis 1934 nicht *expressis verbis* erscheint – schon Mitte der zwanziger Jahre durch Peterson bekannt war. Von der damit verbundenen eschatologischen Geschichtsspekulation findet sich allerdings in den Tagebüchern keine Spur. Stattdessen drängen sie eine persönliche Dimension des Begriffs auf. Gegenüber Julien Freund meinte der alte Schmitt, *Katéchon* sei nicht mit „Aufhalter“ zu übersetzen, sondern mit „Niederhalter“.⁴⁶ Manche Äußerungen in den Tagebüchern erscheinen zwar als apokalyptische Endzeitstimmung: „immer das Gefühl: bald bricht das Unglück herein“ (TB IV, S. 248), aber damit war nicht nur die durch Unsicherheit geprägte zeitgeschichtliche Lage gemeint, sondern auch eine des eigenen Lebens. Seine Faszination durch den *Katéchon* dürfte somit für Schmitt auch mit seinem verzweifelten Bemühen zusammenhängen, den inneren Chaosdrachen niederzuhalten; ein Kampf, der jeden Tag aufs Neue begann und der immer wieder verloren wurde.

Am 22. Juni 1948 spricht Schmitt im Glossarium von dem Gegensatz der Ordnung in seinen Gedanken und Begriffen und der Unordnung in seinem Privatleben. Was damit gemeint war, konnte bisher nur vage erahnt werden; das Tagebuch lässt es jetzt in aller Schärfe hervortreten. Es macht aber zugleich auch deutlich, dass das eine nicht vom anderen zu trennen ist. „Nervös, aber sehr produktiv“ beschreibt Schmitt sich (TB IV, S. 41) und markiert mit der Konjunktion „aber“ einen Widerspruch, wo eine Bedingtheit vorliegt: Die Nervosität Schmitts ist Bedingung der Möglichkeit seiner spezifischen Produktivität; Preis eines sich verzehrenden, unter ständiger Hochspannung geführten Lebens. Dabei entsprach der äußere Anschein nicht unbedingt der inneren Befindlichkeit. Auffallend oft vermerkt das Tagebuch „müde“, nicht selten in der Steigerung „todmüde“. Zugleich aber hält Schmitt in diesem Zustand, nach eigener Einschätzung, seine besten Vorlesungen. In privater Runde gab es ähnliche Gegensätze: „traurig und müde, obwohl wir viel lachten und lustige Geschichten erzählten“ (TB IV, S. 111).

Das im Tagebuch protokollierte Leben ist nicht der Gegensatz, sondern die Kehrseite der verführerischen Klarheit des elaborierten theoretischen Werkes. Leben und Werk gehören bei Schmitt gerade in ihrer Gegensätzlichkeit eng zusammen. 1929 hielt Schmitt in Barcelona seinen Vortrag „Die europäische

46 In einem Brief an Julien Freund heißt es 1969: „[...] le mot ‚Katechon‘ ne signifie pas retarder; c’est plutôt ‚tenir à bas‘.“ Schmittiana IV, 1994, S. 83. Vgl. auch *Carl Schmitt/Hans-Dietrich Sander*, Werkstatt-Discorsi. Briefwechsel 1967–1981. Hrsg. von Erik Lehnert und Günter Maschke, Schnellroda 2008, S. 65 mit Anm. 15 auf S. 97. Übrigens findet sich auch bei Peterson das Verständnis des *Katéchon* als Niederhalter; vgl. *Erik Peterson*, Offenbarung des Johannes und politisch-theologische Texte (Ausgewählte Schriften Bd. 4), Würzburg 2004, S. 241.

Kultur im Zwischenstadium der Neutralisierung“, der folgendermaßen endet: „Geist kämpft gegen Geist, Leben gegen Leben, und aus der Kraft eines integren Wissens entsteht die Ordnung der menschlichen Dinge. *Ab integro nascitur ordo.*“ Das Zitat aus der vierten Ekloge Vergils, mit dem das Goldene Zeitalter des Kaisers Augustus angekündigt ist, findet sich bei Schmitt mehrfach an prominenter Stelle. Im Licht der Tagebücher wird man sagen müssen, dass bei Schmitt nicht „Geist gegen Geist und Leben gegen Leben“ kämpft, sondern Geist gegen Leben. Dem dunklen Chaos seines Lebens wollte der Autor die „Kraft eines integren Wissens“ entgegenstellen. Hans Freyer hat mit „ab integro“ „Integrität“ konnotiert und sah darin ein Motto für Schmitts Werk.⁴⁷ Die Herausgeber des „Oxford Handbook of Carl Schmitt“ meinen, dass das den sich wandelnden Themen gemeinsame Motiv Schmitts das Interesse an Ordnung sei.⁴⁸

Der Titel „Der Schatten Gottes“, den Schmitt für seine Aufzeichnungen der Jahre 1923 bis 1924 wählte, ist von ihm selbst erläutert: „Der Schatten: Gott wirft einen Schatten, weil er eine Substanz hat, weil er nicht nur eine Ikonostase, ein Funktionsbegriff, ein leeres Fakt[um] ist, sondern etwas Kompaktes.“ (TB III, S. 456). Das heißt im Umkehrschluss, dass Schmitt selbst keinen Schatten werfen kann, dass er keine Substanz hat und als ein Schlemihl durchs Leben geht. Schon am 29. November 1913 heißt es: „Ich muss endlich eine Substanz werden. Ich erschrecke vor meiner Haltlosigkeit.“ (TB I, S. 120). Das Führen des Tagebuchs war für ihn eine Reaktion auf dieses Erschrecken, ein tägliches Exerzitium zu dem Zweck, festen Boden unter den Füßen zu gewinnen, Licht in das Dunkel seines Lebens zu bringen. Trotz der schonungslosen Ehrlichkeit, mit der er das tat, bleibt sein Bild für ihn selbst wie für den Leser uneindeutig. Die Frage „Wer bist Du?“, die sich durch das Glossarium zieht, steht – ausgesprochen oder nicht – über allen seinen Tagebüchern. Obwohl er immer wieder in ihnen las und mit Randbemerkungen kommentierte, hat er die Antwort auf diese Frage nicht gefunden. Wie er sich selbst ein Rätsel blieb, so bleibt er es auch für seine Leser. Seine Tagebücher bieten nicht die Lösung, aber die Phänomenologie dieses Rätsels. Sie zeigen die extremen Schwankungen, denen der Autor unterworfen war, und womit er alle Symptome des manisch-depressiven Typus bietet, der unwillkürlich an die Buchreihe „Genie, Irrsinn und Ruhm“ denken lässt.

Der Mensch, der dem Leser der Schmitt-Tagebücher entgegentritt, war beherrscht von Angst: „Morgens früh auf, schreckliche Angst vor Menschen und vor der Welt.“ (TB I, S. 124); „Angst frisst an meiner Seele“ (TB IV, S. 393). Dies ist schon die Stimmung in den frühen Tagebüchern, in denen nicht von

47 So in seiner Besprechung von Schmitts „Positionen und Begriffe“. In: Deutsche Rechtswissenschaft 5, 1940, S. 266.

48 The Oxford Handbook of Carl Schmitt (wie Anm. 1), S. 5, 174 ff.

ungefähr Kierkegaard einen großen Platz einnimmt. Gegenüber Schmitts existentieller Angst tritt alles Äußere zurück, zeitgeschichtliche und politische Ereignisse kommen kaum in den Blick. Zwar heißt es schon am 9. Februar 1914: „Will Politiker und ein einflussreicher Mann werden“ (TB I, S. 151), doch bleibt die Politik bis zum Wechsel nach Berlin 1928 weitgehend außen vor. Der frühe Schmitt hatte gar nicht die Kraft, sich damit zu beschäftigen; nicht nur, weil er noch sehr ästhetische Interessen verfolgte, sondern vor allem, weil er mit sich selbst genug zu tun hatte. Er war seinen Süchten hoffnungslos unterworfen, ein Getriebener, ein labiler Charakter, immer wechselnd zwischen Euphorie und Verzweiflung, Hochmut und Zerknirschung: „Die schwarz beleckten Parasiten der Verzweiflung, der Angst und der Unsicherheit“ (TB IV, S. 343) setzten ihm täglich zu. Cafés, Weinstuben, Prostituierte waren die Mittel, womit er seine Angst betäubte.

Wenn Carl Schmitt sich in seinen Tagebüchern in radikaler Offenheit als schwacher Mensch zeigt, so wäre allerdings statt einer moralischen Verurteilung an das Urteil Ernst Jüngers über Léon Bloy zu erinnern, bei dem sich eine ähnlich krasse Widersprüchlichkeit findet. Auf ihn hatte Schmitt Jünger hingewiesen, für den Bloy dann ebenfalls zum lebenslangen Vademecum wurde. Gegenüber Schmitt fasste Jünger seine aus Anziehung und Abscheu gemischte Faszination dieses radikalen Franzosen in ein Bild: Bloy sei ein „Zwillingskristall von Diamant und Kot“. Am 17. Dezember 1944 sollte er diese Charakterisierung dann präzisieren:

„Mein vor einigen Jahren gefälltes Urteil ‚Zwillingskristall von Diamant und Kot‘ halte ich auch heute noch aufrecht, doch sah ich damals noch nicht, daß darin eine Definition des Menschen überhaupt enthalten ist. Und Bloy ist in einem bedeutenden Sinne Mensch. Licht und Schatten dieses Zustandes treten stärker an ihm hervor.“⁴⁹

Auch bei Carl Schmitt treten in der Zusammenschau des veröffentlichten Werkes mit den sekretierten Konfessionen der Tagebücher Licht und Schatten als im Menschen angelegte Möglichkeiten grell hervor. Und auch hier darf man wohl sagen, dass das nicht weniger und nicht mehr ist als ein Zeugnis der *condition humaine*. Insofern gilt ebenso für Carl Schmitt, was Ernst Jünger von Léon Bloy sagt: Er ist „in einem bedeutenden Sinne Mensch“.

Abschließend wäre noch einmal die Frage nach der Befugnis einer Veröffentlichung dieses Journal intime zu stellen. Verletzt ein Tagebuch, das einen derart unverhüllten Blick in die Abgründe der menschlichen Seele zeigt, nicht die Menschenwürde? Schließlich hat Schmitt es durch die Unleserlichkeit

49 *Ernst Jünger/Carl Schmitt*, Briefe 1930–1983. Hrsg., kommentiert und mit einem Nachwort von Helmuth Kiesel, 2. Aufl., Stuttgart 2012, S. 185 f.

der Schrift hermetisch verschlossen und alles getan, um es vor fremden Augen verborgen zu halten. Wäre er mit der postumen Publikation seiner Freunde Ernst Hüsmert und Gerd Giesler einverstanden gewesen? Diese Frage muss wohl doch bejaht werden, denn warum sonst hat Schmitt diese Konfessionen, statt sie zu vernichten, mit seinem Nachlass der Nachwelt übergeben. Die Antwort findet man vielleicht in einem Eintrag vom 22. Juni 1948 im Glossarium. Hier heißt es:

„Ernst Jünger spricht öfters (in den Gärten und Straßen, in den Strahlungen z. B. 9.12.43) von der ordnenden Kraft meiner Gedanken und meiner Fähigkeit zu definieren. Viele haben diese Kraft bemerkt und auch davon gesprochen. Aber sie sahen mich nur in der Öffentlichkeit, in der Darbietung und Darstellung meines Faches und Berufes. Sie sahen nicht mein hartes, zerstörtes Privatleben, das ich jener Ordnungsaufgabe geopfert habe.“

Der Autor war sich schmerzhaft bewusst, dass sein glänzendes Werk eine Kehrseite hat, und er meinte, diese Seite gehöre zum richtigen Verständnis des Phänomens Carl Schmitt hinzu; der Leser seiner Bücher sollte sie, um den ganzen Carl Schmitt zu würdigen, kennen. Dass sein Bild sich durch die Publikation der Tagebücher gründlich verändert hat, dass dadurch ein großer Teil der Literatur über Schmitt zu Makulatur geworden ist, bestätigt diese Einschätzung.

